

1,20 DM / Band 9
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-
Neuer Roman
BASTEI
GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR
Die große Gruselserie von Jason Dark
Im Würgegriff der roten Masken



Im Würgegriff der roten Masken

John Sinclair Nr. 9

von Jason Dark

erschienen am 09.05.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Im Würgegriff der roten Masken

Es war ein unheiliger Flecken Erde, dieser Teufelshügel. Dort, wo früher die Gehenkten im Nachtwind schaukelten, nistete das Böse. Flüsternd ging die Sage um, daß unter der schwarzen Erde des Hügels vier Vampire ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Aus der Legende wurde Wirklichkeit. Nach Jahrhunderten des magischen Schlafes kehrten die Untoten zurück. Der Boden brach auf, und bleiche Gestalten tauchten hinein in die Nebelnacht.

Niemand sah sie, niemand ahnte etwas. Doch das Unheil kam mit der Gewalt eines Orkans und riß die Bewohner eines kleinen Ortes mit hinein in seinen mörderischen Strudel…

Diversion stand auf dem Schild.

Der Fahrer des Lastwagens nickte. Ein dünnes Lächeln umspielte seine Lippen.

»Umleitung«, murmelte er, »da bin ich genau richtig.«

Die langen Lichtfinger der Scheinwerfer glitten an dem Schild vorbei und rissen eine trostlose Landschaft aus der Dunkelheit. Verkrüppelte Bäume mit blattlosen Zweigen und Ästen, braunes Sumpfgras und Nebelfetzen, die wie Totenhemden über den Ausläufern des Moors schwebten.

Es war eine Gegend zum Fürchten. Bei Nacht traute sich niemand freiwillig in das Teufelsmoor, doch dem Fahrer des Wagens machten die Stille und die unheimliche Umgebung nichts aus. Im Gegenteil, er war sogar froh darüber. Er brauchte keine Angst zu haben bei seinem Tun beobachtet zu werden.

Er hieß Jim Read, war dreiunddreißig und einem guten, glatten Geschäft nie abgeneigt. Und was war schon dabei, eine alte Kiste zu einem verfallenen Gemäuer zu fahren. Auch wenn die Zeit etwas ungewöhnlich war.

Hundert Pfund bekam er für den Job.

Und das war für ihn viel Geld.

Er startete den Motor, ließ das Schild rechts liegen und fuhr über einen schmalen Weg tiefer in das Moor hinein.

Wie das Umleitungsschild an diese Stelle gekommen war, das wußte kein Mensch. Es stand da schon seit einer halben Ewigkeit und würde auch noch auf Jahre hinaus dort stehenbleiben.

Jim Read hielt das Lenkrad fest umklammert. Der schmale Weg war ziemlich uneben. Die Reifen schmatzten über feuchte Erde, fuhren tiefe Spuren in den Boden und wühlten sich wieder frei. Dreckfontänen schossen nach hinten weg. Von den Rückleuchten war kaum noch etwas zu sehen.

Read gönnte sich eine Selbstgedrehte. Er verwahrte sie in einer kleinen Blechschachtel auf. Die hatte er von seinem Großvater geerbt.

Der Lastwagen schwankte wie ein altes Segelschiff bei Windstärke acht. Rechts und links des Fahrzeuges schabten Zweige über das Blech. Die Geräusche hörten sich an, als würden Geisterfinger den Lack wegkratzen.

In Schlangenlinien wand sich der Weg durch das Moor. Jim Read wunderte sich, daß es hier überhaupt noch eine relativ feste Fahrbahn gab. Normalerweise hätte er mitsamt dem Lastwagen versinken müssen.

Doch er kam gut voran.

Hin und wieder dachte er über die Fracht auf der Ladefläche nach. Ein uralter ägyptischer Steingötze lag dort sorgfältig verpackt. Jim hatte ihn aus dem Museum geholt, wo er restauriert werden sollte. Der

Coup war ein Kinderspiel gewesen. Jim wunderte sich darüber, daß diese alten Zeugen der Vergangenheit nicht besser bewacht wurden. Aber das war nicht sein Bier.

Über ihm am Himmel tobten dunkle Wolken aufeinander zu. Der Wind wirbelte sie durcheinander. Es war kälter geworden, und es roch nach Schnee. Für den Januar ganz normal.

Ungefähr zwei Meilen sollte der Weg durch das Moor lang sein. So hatte man es Jim gesagt. Am Ende des Weges sollte jemand stehen, der ihn abholte.

Jim war gespannt, ob die andere Seite das Versprechen auch einhielt. Für die zwei Meilen benötigte er gut zwanzig Minuten. Dann, als er sich schon am Ziel glaubte, sah er rechts am Wegrand einen hellen Punkt. Er bewegte sich hin und her, so als würde jemand eine Laterne schwenken.

»Eigentlich müßte der doch im Moor versinken«, sagte Jim, machte sich aber keine weiteren Gedanken darüber.

Wenig später schon tauchte eine Gestalt im Licht der Scheinwerfer auf. Sie stand jetzt mitten auf dem Weg und schwang tatsächlich eine Laterne.

Jim Read stoppte.

Der Wagen rutschte noch etwas nach und stand. Leise tuckerte der Motor.

Die Gestalt kam auf den Wagen zu.

Jim Read erkannte, daß sie dunkle Hosen und einen roten, halblangen fledermausartigen Umhang trug, der bis zur Hüfte reichte und sich bei jedem Schritt hin- und herbewegte wie eine Fahne im Wind.

Vom Gesicht der Gestalt war nicht viel zuerkennen. Die obere Hälfte wurde von einer ebenfalls roten Halbmaske bedeckt, die nur den Mund und die Kinnpartie freiließ.

Komischer Vogel, dachte Jim.

Angst hatte er keine. Er wußte mit seinen Fäusten umzugehen, hatte schon manche Wirtshausschlägerei als Sieger überstanden und war in seiner Jugend in einem Boxverein gewesen.

Die Gestalt öffnete die Tür. Kälte drang in den Wagen.

Jim Read beugte sich etwas zur Seite. »Haben Sie das Geld?« fragte er.

Der Maskierte nickte. In der linken Hand hielt er die Laterne, in der rechten die Banknote.

»Ist die Ladung in Ordnung?« wurde Jim gefragt.

»Aber sicher doch.«

»Gut, dann laß mich einsteigen.« Der Maskierte ging um den Wagen herum, und Jim öffnete ihm die Tür von innen.

»Verflucht kalt heute, was?« meinte er. Der Maskierte nickte.

Die Finger seiner Hände waren lang. Die Haut wirkte bleich und durchsichtig. Die Nägel erinnerten Jim an Dolche.

Langsam wurde ihm doch unbehaglich zumute. Er räusperte sich und fragte: »Wohin geht denn die Reise jetzt?«

»Fahren Sie erst einmal weiter!«

Jim haute den Gang ins Getriebe und fuhr an. Der Lastwagen rumpelte los, wurde von Jim Read durch zwei Kurven gelenkt, passierte drei große, verkrüppelte Bäume und war dann am Ziel.

Die Lichtung lag mitten im Sumpf. Sie erinnerte Jim Read an eine Insel. Dort stand tatsächlich ein zerfallenes Gemäuer. Die Überreste eines Turms stachen wie ein verkrüppelter riesiger Finger in den Nachthimmel.

»Scheinwerfer aus!« befahl der Maskierte.

Jim Read gehorchte.

»Steig aus!« wurde er aufgefordert. Jim öffnete die Tür und sprang aus dem Wagen. Der Boden war mit kniehohem Sumpfgras bedeckt und weich wie eine Matte. Hart schlug Jim die Autotür ins Schloß. Es knallte wie ein Pistolenschuß.

Plötzlich wurden Jims Augen groß. Hastig sog er die kühle Luft ein.

Sie kamen aus dem Schatten des Gemäuers. Drei maskierte Gestalten, die genau der glichen, die Jim aufgehalten hatte. Sie näherten sich mit lautlosen Schritten, schienen den Boden kaum zu berühren.

»Was – was soll das?« murmelte Jim.

»Öffne die Ladeklappe!«

Jim, froh etwas zu tun zu haben, ging um den Wagen herum, löste die Verriegelung der Klappe und rollte ein Stück Plane hoch.

Die vier Unheimlichen waren ihm gefolgt.

»Gib uns die Ladung!«

Jim kletterte auf den Wagen. Er ächzte, als er den Steingötzen vorschob. Dieses Ding war verflucht schwer. Die Maskierten nahmen ihm dann die Arbeit ab. Behutsam hievten sie die Figur aus dem Wagen. Und ebenso behutsam verschwanden drei von ihnen mit dem Beutestück zwischen den verfallenen Mauern.

Jim Read sprang vom Wagen. Der Maskierte mit der Laterne hatte auf ihn gewartet. Read schloß die Ladeklappe und rollte auch wieder die Plane vor. Jetzt erst drückte ihm der Unheimliche den Geldschein in die Hand. Jim ließ ihn in seiner Hosentasche verschwinden.

»Kann ich jetzt fahren?« fragte er. Jim kannte seine eigene Stimme kaum wieder.

»Ja«, lautete die Antwort.

Jim Read war froh. Hastig lief er zum Führerhaus des Wagens und riß die Tür auf. Er hatte schon den Fuß auf die erste Stufe des Trittbretts gesetzt, als ihn die Stimme des Maskierten zurückhielt.

»Einen Moment noch, Mister!«

Eine Gänsehaut kroch über Jims Rücken. Hatten es sich die Typen anders überlegt?

Der Maskierte stand einen Schritt vor ihm. Jim konnte die blasse durchsichtige Haut unterhalb der Maske deutlich erkennen. Nur bei Toten hatte er bisher diese Hautfarbe gesehen.

»Sie haben Ihre hundert Pfund bekommen, Mister«, sagte der Maskierte. »Und damit vergessen Sie ihren Job. Sie vergessen die Fahrt und alles, was damit zusammenhängt. Haben Sie mich verstanden?«

Jim Read nickte eingeschüchtert.

Der Maskierte begann zu lächeln.

Auf einmal hatte Jim das Gefühl, in einem Eiskeller zu sitzen. Unsichtbare Hände schienen sein Herz zu umfassen. Der Maskierte hatte, als er lächelte, den Mund ein wenig geöffnet, und Jim war völlig sicher, zwei Vampirzähne gesehen zu haben.

Nur mit Mühe fing er sich.

»Also dann… also… ich fahre dann jetzt!«

Der Unheimliche nickte.

Jim Read warf sich förmlich in das Führerhaus. Hart knallte er die Tür zu. So schnell es ging wendete er den Wagen und raste los.

Seine Abfahrt glich einer überstürzten Flucht.

***

Mit geübtem Schwung kippte sich Bella Stanford den Brandy in die Kehle. Der Stoff tat ihr gut. Sie brauchte das Zeug. Schon seit drei Jahren leerte sie jeden Tag eine halbe Flasche. Früher, da ging es ihr besser. Da war sie die berühmte Bella gewesen, Star des White Angel, einem berühmten Nachtclub in Soho. Die Kerle hatten sich um sie gerissen. Und sie war verdammt nicht billig gewesen. Dann aber hatte sie sich mit einem Gangster eingelassen und ihn schließlich bei der Polizei verraten. Von nun an nahm niemand mehr einen Krumen Brot von Bella. Sie fand nicht einmal einen Job als Stripperin, nur noch als Putzfrau in einem Kaufhaus.

In jener Zeit hatte sie auch das Saufen angefangen, bis ihr Chef es gemerkt hatte. Bella flog raus, landete vollends in der Gosse und lernte durch Zufall Jim Read kennen.

Sie wußte auch nicht, was Jim an ihr gefressen hatte, aber er liebte nun mal reifere Frauen mit etwas barocken Formen. Bella fühlte sich mit ihren fünfunddreißig Jahren als reifere Frau, und was die Formen anging, nun ja, da hatte ein Kerl schon was zu greifen.

Jim nahm sie mit in seine Wohnung. Seit drei Monaten lebten sie nun zusammen. Mehr schlecht als recht, denn Jim verdiente als Fahrer auch nicht gerade ein Vermögen.

Bella nahm wieder einen Schluck.

Nur mit Alkohol ließ sich die Öde und Leere ertragen. Wie sie diese verdammte Küche mit den alten Tapeten haßte. Der wurmstichige Schrank, der wacklige Tisch, der Kohleofen mit dem Riß in der Herdplatte, alles mies und billig.

Im Waschbecken staute sich das Geschirr. Bella ließ immer eine Woche vergehen, ehe sie anfing zu spülen. Sie selbst nannte das Rationalisierung.

Nachdem das Glas leer war, winkelte sie beide Arme an und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. Das schwarzgraue Haar fiel ihr in die Stirn. Sie trug nur einen Unterrock, Strümpfe und dazu knallrote Strapse.

Jim mochte dies.

Bellas Gesicht war aufgedunsen. Durch die Augen zogen sich rote Äderchen wie Spinnweben. Der Alkohol hinterließ eben seine Spuren.

Jetzt wartete Bella auf ihren Jim. Er hatte einen Job bekommen, der ihm hundert Pfund bringen sollte. Bella sah die Summe im Geiste vor sich und rechnete schon aus, wie viele Flaschen Brandy das gab. Ihre immer noch vollen Lippen verzogen sich zu einem verklärten Lächeln. Sie würde Jim den Schein schon abluchsen, da war sie sich ganz sicher.

Bella stand auf und stellte das alte Kofferradio an. Die Nachrichten wurden durchgegeben.

»Mist«, murmelte die Frau und drehte am Sucher. Sie fand einen Sender, der Tanzmusik brachte. Heiße Rhythmen mit dem Sound der Karibik.

Für Bella Stanford genau das richtige. Sie begann zu tanzen, wiegte ihre Hüften im Takt. Der Alkohol machte sich bemerkbar, stieg ihr in den Kopf und brachte das Blut in Wallung. Bella tanzte sich in Trance, erinnerte sich wieder an die Nachtclubzeiten, sah sich auf der Bühne stehen und hinabschauen auf hochgerissene, klatschende Hände.

Die Illusion zerplatzte, als Jim Read die Tür aufschloß.

»Was ist denn hier los?« knurrte er. Er stand auf der Türschwelle. Sein Gesicht zeigte einen verschlagenen Ausdruck.

Bella unterbrach ihren Tanz. Sie mußte sich an der Tischkante festhalten, so schwindlig war ihr. Mit der linken Hand wischte sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich… ich… habe getanzt, Darling.«

Jim Read zeigte auf die Flasche, in der nur noch ein Rest Brandy schimmerte. »Du hast wieder gesoffen, was?«

Bella tanzte auf Jim zu. »Nur ein Schlückchen, Darling, nur, ein kleines Schlückchen.«

Jim stieß die Frau weg. »Verdammte Sauferei!« schrie er. Wie ein Sack ließ er sich auf einen Küchenstuhl fallen.

Bella setzte sich auf seinen Schoß. Ihre Arme umschlangen seinen Nacken. Feuchte Lippen tasteten Jims Gesicht ab, hinterließen rote

Spuren. Sie drückte sich fest an ihn. Jim spürte die barocken Formen, und seine Laune besserte sich.

Er hatte den Schock inzwischen verdaut. Den Lastwagen hatte er dort wieder abgestellt, wo er ihn zuvor gestohlen hatte. Er löste eine Hand vom Körper der Frau und griff zur Brandyflasche. »Jetzt brauche ich einen Schluck.«

Er trank die Flasche leer.

Bella sah mit feuchten Augen zu, wie der Pegel sank. »Schade«, sagte sie. »Jetzt haben wir keinen Warmmacher mehr!«

»Doch.« Jim schob die Frau von seinem Schoß und holte die Hundert-Pfund-Note hervor. Er wedelte mit dem Geldschein vor Bellas Augen. »Das ist der Lohn!«

Bella wollte zugreifen, doch Jim zog seine Hand rasch weg. »Du setzt das Geld sowieso nur in Brandy um. Nein, dafür wird etwas Vernünftiges gekauft.«

Bella ließ sich enttäuscht auf den Stuhl zurücksinken. Dann nahm ihr Blick einen lauernden Ausdruck an. »Hat dieser Schein eigentlich noch Brüder?« fragte sie.

»Wieso?«

Bella strich mit dem Zeigefinger über ihren Nasenrücken. Das machte sie immer, wenn sie nachdachte. »Hör zu, Jim, die Sache, die du heute nacht gemacht hast, die war doch nicht ganz astrein – oder?«

Jim nickte.

»Okay. Denk mal nach. Was soll dir schon passieren? Zu verlieren hast du nicht viel. Aber die anderen, für die du diese komische Statue besorgt hast, die wollen doch bestimmt nicht, daß ihre Namen bekannt werden. Also lassen Sie sich den Spaß etwas kosten.«

Jims Augen wurden groß. »Du meinst… du meinst…«

Bella nickte. »Genau. Erpressung!«

»O verdammt!« Jim Read schlug die Hände klatschend gegeneinander. Er war ein großer kräftiger Mann mit ausgeprägtem Brustkorb, einer Hakennase und etwas vorstehenden Schneidezähnen. Auf seinem Kopf wuchs struppiges rotblondes Haar, das bis über die abstehenden Ohren fiel.

»Nun überleg nicht so lange. Wir ziehen die Schau ab. Diese Kerle werden sich wundern.«

Jim lachte auf. Es war kein fröhliches Lachen. »Du kennst sie nicht, Bella. Aber du kennst mich, und du weißt, daß ich verdammt nicht ängstlich bin. Doch vor den Typen habe auch ich Schiß. Ich bin regelrecht vor ihnen geflohen, habe mich in den Lastwagen geworfen und…«

»Sind das etwa Menschenfresser?« unterbrach Bella ihren Freund spöttisch.

Ernst sah Jim die Frau an. »So ungefähr.«

Bella verzog das Gesicht. »Du hast doch nicht getrunken?«

»Nein, keinen Tropfen.« Jim zündete sich eine Zigarette an. »Die Typen waren mir unheimlich. Sie trugen rote Halbmasken und ebenfalls rote Umhänge, die bis auf den Rücken reichten.« Er schüttelte sich, als ihn die Erinnerung überkam. »Und als ich wieder wegfuhr, begann einer der Kerle zu grinsen. Ob du es glaubst oder nicht, der Knabe hatte tatsächlich zwei spitze Zähne. Wie bei den Vampiren. Du kennst die doch aus den Filmen.«

Bella tippte sich gegen die Stirn. »Langsam glaube ich, du bist verrückt. Vampire! Fehlen nur noch Monster und Werwölfe und Geister und Skelette.«

»Es waren Vampire, verdammt!« schrie Jim.

»Und wenn schon!« Bella brüllte zurück. »Dann haben sie sich eben einen Scherz erlaubt. Es gibt doch solche Zähne zu kaufen. Ich will dir was sagen, Jim. Du bist einfach zu feige, dort wieder hinzufahren. Das ist es. Und ich habe immer gedacht, ich wäre mit einem Kerl zusammen. Läßt das große Geld einfach sausen. Mit hundert Pfund haben sie dich abgespeist. Mann, Jim, da sind…« Bella stockte und rechnete. »Da ist die zehnfache Menge drin. Wenn nicht noch mehr.«

Jim Read drückte die Zigarette aus. Der Ascher quoll fast über. Bellas Worte hatten ihn getroffen. Er wußte selbst, daß das, was er verdiente, zum Sterben zuviel war und zum Leben zu wenig. Deshalb ließ er sich ja hin und wieder auf ein krummes Geschäft ein. Aber eine Erpressung war ein schwieriges Unterfangen. Andererseits wollte er sich vor Bella auch nicht blamieren. Sie hatte schon recht, wenn sie der Meinung war, die Kerle hätten etwas zu verbergen.

»Ich helfe dir auch«, unterbrach Bella seine Grübeleien.

Jim hob den Kopf. Er blickte Bella an. Dann nickte er. »Okay, wir machen es.«

»Na endlich.« Bella lachte. »Und wann?«

»Morgen abend?«

»Einverstanden.« Sie erhob sich, ging auf Jim Read zu und preßte sich an ihn. »Wir werden reich sein, Darling. Wir können aus diesem elenden Loch wegziehen. Vielleicht an die Küste. Nach Brighton, zum Beispiel. Du und ich, wir werden es ihnen schon zeigen.«

»Ja, ja«, erwiderte Jim nur. Seine Hand strich über ihr Haar. Doch mit den Gedanken war der Mann ganz woanders. Bella stellte sich die Sache zu einfach vor.

Die Frau drängte Jim auf die Schlafzimmertür zu. Mit dem Ellbogen drückte er die Klinke nach unten.

Bella machte Licht. Ein alter Schrank und ein Bett stellten die Einrichtung des Zimmers dar. Letzteres war schon aufgedeckt.

Jim wußte, was das bedeutete. Im nächsten Augenblick schlüpfte Bella auch schon aus ihrem Unterkleid.

Jim Read löschte nur noch das Licht…

***

Der Museumsdirektor hieß Dr. Robert Hartland und machte ein Gesicht wie jemand, der soeben erfahren hat, daß seine Frau mit dem Vermögen durchgebrannt war. Er trug einen grauen Anzug, dazu noch einen farblosen Binder. Das schüttere Haar stand am Hinterkopf wirr auseinander.

Fehlt nur noch, daß er anfängt zu heulen, dachte John Sinclair. Der Oberinspektor hatte zwar keine Depressionsgefühle, aber seine Laune lag nahe dem Nullpunkt.

Das wiederum hing mit dem neuen Fall zusammen.

Superintendent Powell, sein unmittelbarer Vorgesetzter, hatte ihn ins Museum für ägyptische Kunst geschickt. Dort war in der Nacht zuvor eine Statue gestohlen worden, der man magische Kräfte nachsagte. Da alles, was in den Bereich der Magie und des Okkulten fiel, Johns Job war, hatte er sich notgedrungen auf die Beine machen müssen.

Und da saß er nun.

»Es ist eine Katastrophe, Sir«, jammerte der Museumsdirektor. »Ausgerechnet die Statue des Octupus. Dieses wertvolle, unersetzliche Stück.« Er schüttelte den Kopf, so als könne er noch immer nicht glauben, daß die Statue tatsächlich verschwunden war.

John Sinclair reagierte da realistischer. »Wie ist es dazu gekommen?« fragte er. »Oder wie war so etwas überhaupt möglich? Ihr Museum wird doch bewacht.«

Hartland breitete theatralisch beide Arme aus. »Die Statue sollte restauriert werden. Sie ist in das dafür vorgesehene Atelier geschafft worden.«

»Und wird der Raum nicht bewacht?« forschte John.

»Doch, das schon, aber…« Der Museumsdirektor hob die Schultern. »Ich weiß auch keine Erklärung.«

John Sinclair schoß die nächste Frage ab. »Wer wußte davon, wie wertvoll die Statue ist?«

»Fast alle.«

»Was heißt das?«

»Alle diejenigen, die hier im Museum beschäftigt sind.«

»Das heißt, unter Umständen auch die Putzfrauen und Büroangestellten«, resümierte John.

Hartland nickte.

»Haben Sie denn schon mit den Leuten gesprochen?«

»Ja. Aber niemand hat etwas Verdächtiges bemerkt. Auch nicht der Nachtwächter. Die Diebe haben sich gut ausgekannt. Die Alarmanlage ist außer Betrieb gesetzt worden. Es kommt meiner Meinung nach nur jemand in Frage, der hier Bescheid weiß.«

»Haben Sie einen Verdacht?« Der Geisterjäger wurde jetzt direkt.

»Nein.« Hartland blickte den Oberinspektor so naiv an wie ein sechsjähriges Kind den Nikolaus.

Dem ist nicht zu helfen, dachte John. Und ausgerechnet mir muß man diesen Fall aufbrummen. Trotzdem fragte er weiter. »Wer ist der Restaurator der Statue?«

»Das bin ich!«

John war überrascht. »Läßt Ihre Zeit das denn zu, Dr. Hartland?«

»Ja. Die Verwaltungsarbeiten erledigt einer meiner Angestellten. Ich gelte als ein Experte für ägyptische Kunst. Und gerade diese Statue interessiert mich besonders.«

»Erzählen Sie mal etwas darüber.«

Der Museumsdirektor bekam glänzende Augen. Wenn ihn jemand nach seinem Spezialgebiet fragte, dann wuchs er über sich selbst hinaus. »Die Octupus-Statue stammt noch aus dem Alten Reich der Ägypter. Damals, als die ägyptische Wissenschaft erst in ihren Geburtswehen lag, hatte die Magie ihre große Zeit. Später haben sich dann Naturwissenschaft und Magie miteinander vermischt. Aber das ist ein anderes Thema. Octupus war einer der finsteren Götter. Die Legende berichtet vom Frühvampirismus. Octupus soll ein Vampir gewesen sein. Es gab Priesterkasten, die nur ihm dienten, ihm Blutopfer darbrachten und junge, unschuldige Mädchen zuführten. Von deren Blut hat er dann gelebt. Schließlich gelang es einem Pharao mit viel List und Tücke, ihn zu seinem Hof kommen zu lassen. Und dort ist er dann gepfählt worden. Er ist aber nicht zu Staub zerfallen wie die alten Vampire aus dem Balkan, sondern wurde zu Stein. Octupus war wohl zu mächtig. In ihm mußte ein gewaltiger Zauber gelebt haben. Die Ägypter haben die Statue dann in einem Grab tief unter der Erde versteckt. Sie haben das Grab mit weißmagischen Zeichen gesichert und Octupus geriet in Vergessenheit. Vor Jahren fiel durch Zufall ein Papyrus in meine Hände, auf dem über Octupus berichtet wurde. Ich war fasziniert, forschte nach, stellte eine Expedition zusammen und suchte das Grab. Ich fand es. Und auch die Statue. Ich brachte sie nach England und stellte sie in mein Museum. Und gestern nacht ist sie mir gestohlen worden. Das ist in groben Zügen die Geschichte der Statue.«

John Sinclair nickte. »Sie haben von einem Fluch gesprochen, Dr. Hartland«, sagte er. »Glauben Sie, daß noch das Böse in der Statue steckt, und daß es unter Umständen befreit werden kann und Unheil anrichtet?«

»Sie denken da an den rätselhaften Fluch der Pharaonen?« erkundigte sich Hartland.

»Nicht ganz.«

Der Museumsdirektor lehnte sich zurück. Sein Blick schweifte über

John Sinclair hinweg und fiel auf die hohen Bücherregale, die einen Teil der Wände bedeckten. »Ich will Ihnen was sagen, Mr. Sinclair. Dieser Pharaonenfluch ist für mich existent. Und ich halte auch die Magie der alten Ägypter für eine durchaus ernstzunehmende Sache. Und wenn Sie mich nun fragen, ob in der Statue ein böser Geist wohnt, dann würde ich mit einem zögernden Ja antworten.«

»Sehen Sie eine Gefahr?«

Dr. Hartland wich aus. »Es kommt darauf an, in wessen Besitz sich die Statue jetzt befindet.«

»Dann waren es unter Umständen keine Zufallsdiebe«, folgerte John Sinclair, »sondern die Statue wurde auf einen besonderen Auftrag hin gestohlen.«

»Diese Möglichkeit schließe ich nicht aus«, gab Dr. Hartland zu.

»Wie genau kennen Sie Ihre Mitarbeiter?« wollte der Geisterjäger wissen.

»Kennen? Mein Gott, wer kann schon hinter die Stirnen der Menschen sehen. Ich pflege keinen privaten Kontakt mit den Leuten. Viele sind wirklich von ihrer Arbeit hier im Museum besessen, andere wiederum, die Hilfskräfte meine ich, für die ist es ein Job wie jeder andere.«

»Okay. Ist Ihnen an einem Ihrer Leute etwas aufgefallen? Ich meine, hat sich jemand in der letzten Zeit verändert, sich nach Dingen erkundigt, die ihn gar nichts angehen?«

Dr. Hartland überlegte eine Weile. »Nein«, erwiderte er dann, »alles normal.«

»Sind die Angestellten des Museums schon überprüft worden?« wollte John wissen.

»Ich weiß es nicht. Ich habe mich direkt an Scotland Yard gewendet und die zuständige Polizei erst gar nicht eingeschaltet.«

»Sie meinen das Revier.«

»Ja.«

John hob die Schultern. »Dann werde ich wohl in den sauren Apfel beißen müssen und mich nach den entsprechenden Alibis erkundigen. Sie können Ihre Mitarbeiter zu mir schicken. Am besten, ich bleibe in Ihrem Büro. Hier bin ich ungestört.«

»Die Idee ist gut«, pflichtete ihm der Direktor bei. »Einer hat sich allerdings heute krank gemeldet.«

John wurde mißtrauisch. »Wer?«

»Ein gewisser Jim Read. Er ist bei uns als Fahrer angestellt. Keine große Leuchte, aber äußerst zuverlässig.«

»Sie sagten zuverlässig, Sir. Dann hat Jim Read selten krank gefeiert?«

»So ist es.« Hartland verzog die Lippen zu einem ungläubigen Lächeln. »Aber Sie wollen doch damit nicht sagen, Sir, daß so ein

harmloser Fahrer etwas mit dem Raub zu tun hat. Der weiß doch gar nicht, was er mit der Figur anfangen soll.«

»Er sicherlich nicht. Aber unter Umständen seine Auftraggeber. Was hat er als Krankheitsgrund angegeben?«

»Magenverstimmung.«

John konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Die übliche Blaumachertour. Daß die Leute immer noch die gleichen Entschuldigungen hatten. Sie mußten sich langsam etwas anderes einfallen lassen. »Haben Sie seine Adresse?«

»Meine Sekretärin wird Sie Ihnen besorgen.«

Der Museumsdirektor drückte den Knopf der Sprechanlage und gab seine Anordnungen. Wenig später brachte die Sekretärin die Unterlagen über Jim Read.

John las sie durch. Es war der normale Berufsweg eines normalen Menschen. Read war nicht vorbestraft, und er hatte sich auch sonst nichts zuschulden kommen lassen.

John Sinclair legte den Ordner zur Seite. »Ich werde mir Ihren Mann doch einmal ansehen«, sagte er. »Sollte ich keinen Erfolg haben, versuche ich es auf die übliche Tour.«

Dr. Hartland stand auf. Er reichte John die Hand. »Ich wünsche Ihnen viel Glück. Und bitte, sehen Sie zu, daß Sie die Statue wiederbeschaffen. Sie ist wirklich unersetzbar.«

John lächelte zuversichtlich. »Wird schon schiefgehen.«

Er verließ das Büro des Museumsdirektors. John ging durch breite, von hohen Säulen flankierte Gänge. Jeder Fußbreit Boden atmete hier Geschichte. In unregelmäßigen Abständen standen Vitrinen an der Wand. John sah darin Tongefäße, Becher, Schalen und Malereien der alten Ägypter. Es war schon phantastisch, daß sich diese Zeugen bis in die heutige Zeit erhalten hatten.

Johns silbermetallicfarbener Bentley parkte im Garten des Museums unter den Ästen hoher Ulmen. Der Geisterjäger stieg ein, und lenkte den Wagen in Richtung Themse.

Er wollte diesem Jim Read einen überraschenden Besuch abstatten.

***

Die Statue stand auf einem Steinsockel.

Das Licht zahlreicher schwarzer Kerzen hüllte den legendären Vampir ein. Hier auf dem unheiligen Gelände des verfallenen Hauses hatte Octupus seinen richtigen Platz bekommen. Hier sollte er zum Leben erweckt werden und die Greueltaten fortführen, mit denen er vor fünftausend Jahren Angst und Schrecken verbreitet hatte.

Octupus befand sich nicht allein in dem Gewölbe. Die vier Kuttenträger waren bei ihm. Sie knieten vor der Figur und wiegten in einem unhörbaren Takt ihre Oberkörper nach vorn, bis ihre Stirnen

den kalten Boden berührten.

»Octupus wird leben!« murmelten vier Stimmen.

»Octupus wird erwachen!«

»Octupus wird der Herr der Blutsauger!«

»Sein Geist wird aus den Dimensionen des Schreckens erwachen und in den Körper zurückkehren!«

Die gemurmelten Worte waren die einzigen Geräusche in dem verlassenen Keller. Selbst die Ratten und das Kleingetier hatte sich verkrochen. Es schien, als spürten die Tiere die Aura des Bösen.

Stundenlang hockten die vier Maskierten vor der Statue. Sie selbst waren auch erst vor wenigen Tagen erwacht. Jahrhundertelang hatten sie in einem magischen Schlaf gelegen. Sie hatten die Zeiten überdauert. Kriege und Veränderungen in der Welt waren an ihnen spurlos vorübergegangen. Sie waren die letzten, die dem Octupus-Kult gefrönt hatten. Damals, im frühen Mittelalter. Die Kirche hatte ihre Anhänger ausgerottet. Die meisten von ihnen waren gepfählt worden, nur die vier Brüder waren übriggeblieben. Im tiefsten Schlaf hatten sie auf die Rückkehr des Octupus gewartet. Und nun war es soweit. Genau wie es die Prophezeiung vorhergesagt hatte.

Dieser älteste aller Vampirkulte war nicht tot. Und die vier Brüder wollten dafür sorgen, daß er mit all seinem Schrecken wieder auferstand.

Deutlich war die Erinnerung an die Zeit des Mittelalters noch wach in ihnen. Sie dachten an die großen Blutfeste auf dem Teufelshügel, hörten noch die Schreie der Opfer, bis ihnen tapfere und furchtlose Menschen den Garaus machten.

Aber vier von ihnen hatten in der kalten Erde überlebt. Sie waren die Auserwählten, die Octupus' Rückkehr erst ermöglichten.

Plötzlich brach ihr Gemurmel ab.

Die vier Maskierten hoben die Oberkörper und blieben in kniender Haltung hocken. Sie öffneten ihre Lippen und präsentierten nadelspitze, kalkweiße Vampirzähne. Noch immer bedeckten die Masken die oberen Hälften ihrer Gesichter. Die Augen hinter den Schlitzen funkelten. Noch waren die vier matt, fehlte ihnen die Kraft, um auf die Suche nach Opfern zu gehen.

Aber das sollte sich ändern.

Die beiden, die am äußeren Rand saßen, erhoben sich. Demutsvoll blickten sie die Statue an.

Der versteinerte Vampir war nicht größer als ein Mensch. Er stand auf seinem Steinsockel wie festgeklebt. Eng lagen die Arme am Körper. Das Gesicht war eine graue Steinmasse, mit nur angedeuteten Augenhöhlen. Der Mund stand offen. Der Spalt zwischen den Lippen erinnerte an den Eingang einer kleinen Höhle.

Die beiden maskierten Vampire stellten sich rechts und links der

Figur auf. Sie streckten ihre Arme aus und berührten die Hände des Octupus.
Gespannt wurden sie von ihren Brüdern beobachtet.
Zuerst geschah nichts.
Dann, wie auf ein geheimes Kommando, begannen die beiden, die sich an der Figur festhielten, zu sprechen.
Es waren Worte in altägyptischer Sprache, ein Dialekt, der fast völlig vergessen war und auch den Fachleuten unbekannt war.
Die magischen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.
Octupus reagierte.
Der Steinkörper begann sich zu bewegen. Es knirschte und knackte. Winzige Splitter – mit Staub vermischt – flirrten durch den alten Kellerraum. Die Statue bekam Risse. Nur noch wenige Augenblicke, dann mußte sie einfach zusammenfallen.
Das geschah nicht.
Dafür bewahrheitete sich die alte dämonische Weissagung.
Die Risse – schon fingerdick geworden – füllten sich mit einer roten Flüssigkeit, die langsam an der Figur herabrann und zu Boden tropfte.
Die Flüssigkeit war nichts anderes als Blut. Das Blut unzähliger Opfer, das durch magische Weise zu Stein geworden war und Octupus wie eine Hülle geschützt hatte.
Etwas unvorstellbar Schreckliches hatte sich ereignet. Der Fluch des Octupus ging seiner endgültigen, grausamen Erfüllung entgegen…

***

John Sinclairs Laune hatte sich zwar etwas gehoben, war jedoch von einer Normalform um einiges entfernt. Er konnte hinter seinen Ermittlungen noch keinen echten Fall erkennen. John hielt die Ausführung des Museumsdirektors zwar für interessant und informativ, doch ob mehr hinter dem Raub steckte, blieb abzuwarten.
Erst einmal wollte John einen Krankenbesuch machen. Eine unangenehme Situation. Er kam sich vor wie der Kontrolleur einer Firma, die die Angestellten überprüfen läßt.
Jim Read wohnte südlich der Themse in einem echten Arbeiterviertel. Der Geisterjäger kam sich in seinem Bentley ziemlich deplaciert vor. Er fand die schmale Straße mit den grauen Häuserzeilen sehr schnell, stellte den Wagen vor dem Haus Nummer achtzehn ab, stieg aus und ging auf den Eingang zu.
Mißtrauische Blicke wurden dem Geisterjäger zugeworfen. Die Menschen sahen sofort, daß John nicht zu ihnen gehörte. Er wirkte wie ein Fremdkörper in seiner Cashmere-Jacke und der dunkelblauen, elegant geschnittenen Hose.
John Sinclair fand die Wohnung in einem Anbau. Er schloß sich unmittelbar an das Mietshaus an und nahm die Hälfte eines tristen

Hofes ein. Der Anbau besaß drei Stockwerke, und John mußte ihn durch eine schmale Seitentür betreten, nachdem er über zwei umgekippte Mülltonnen gestiegen war, Der Flur war dunkel und feucht. John hatte den Mantel im Wagen gelassen. Er fröstelte.

Er mußte in den zweiten Stock. Auf den ausgetretenen Steinstufen der Treppe knirschte der Dreck. Putzen galt hier wohl als Fremdwort. Das Mauerwerk besaß faustgroße Löcher. Niemand dachte daran, die Wände zu renovieren. Jeweils auf dem halben Treppenabsatz befanden sich die Toiletten. Dunkle Löcher, die sich mehrere Familien teilten.

Im zweiten Stock entdeckte John zwei Türen. An der linken klebte ein Pappschild mit dem Namen Read.

John fand sogar einen Klingelknopf, doch der funktionierte nicht. Er mußte mit der Faust gegen die Tür schlagen.

Eine keifende Frauenstimme schrie: »Wir kaufen nichts!« Dann wurde geöffnet.

Grauschwarze strähnige Haare. Darunter ein verlebtes Gesicht. Vom Alkohol umflorte Augen. Ein schmuddeliger, violetter Bademantel, der so eng am Körper lag, daß jede Speckrolle genau nachgezeichnet wurde. So sah die Frau aus, die dem Geisterjäger öffnete.

John Sinclair knipste sein Sonntagslächeln an. »Ist Mr. Read zu sprechen?« erkundigte er sich freundlich.

Auf der Stirn der Frau erschienen Mißtrauensfalten. »Was wollen Sie denn von Jim?«

»Ich möchte mit ihm reden.«

»Das kann ich mir denken, Mister.« Die Antwort klang abweisend. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard.«

»Ach du Scheiße«, murmelte die Frau und preßte ihre rechte Hand gegen den wogenden Busen. »Hat Jimmy was ausgefressen?«

John beruhigte sie. »Nein, Madam. Es sind nur reine Routinefragen.«

»Aber Jim ist krank.«

»Ich weiß, Madam.«

Die Unmutsfalte blieb. »Dann haben Sie sich schon verdammt gut erkundigt, wie?«

»Es mußte sein. Aber darf ich nicht reinkommen?«

»Meinetwegen.« Die Frau gab den Weg frei. »Aber eines sage ich Ihnen jetzt schon, Bulle. Regen Sie meinen Jim nur nicht zu sehr auf. Er hat es ziemlich am Magen.«

John grinste nur. Dann wäre er am liebsten wieder umgekehrt, denn der Gestank, der in der Wohnung herrschte, nahm ihm den Atem.

Eine Stimme brüllte: »Verdammt, Bella, wer ist denn da? Kann man nicht mal in Ruhe gesund werden?«

Ehe Bella ihren Galan warnen konnte, stand der Geisterjäger schon in der Schlafkammer.

Jim Read saß im Bett. Sehr schlecht schien es ihm nicht zu gehen, denn auf dem kleinen Nachttisch stand eine halbvolle Brandyflasche. Und die Fahne, die John Sinclair entgegenwehte, sprach Bände.

John deutete auf die Flasche. »Bekämpfen Sie so Ihre Magenbeschwerden, Mr. Read?«

»Was geht dich das an, Mann?«

»Das ist 'n Bulle, Jim!« Bella stand auf der Türschwelle und hatte ihre Arme unter dem Busen verschränkt.

Reads Gesicht verzog sich, als hätte er Essig getrunken. »Auch das noch«, stöhnte er, ließ sich zurücksinken und spielte den Leidenden.

John präsentierte seinen Ausweis.

Read winkte ab. »Okay, ich glaub's Ihnen. Sie sehen aus wie ein Bulle.«

John war zwar anderer Meinung, verzichtete aber auf eine Diskussion über dieses Thema. Dafür kam er zur Sache. »Wie ich von Dr. Hartland, Ihrem Chef, gehört habe, feiern Sie krank.«

Read wurde aggressiv. »Na und? Ist das verboten?«

»Nein, natürlich nicht. Können Sie mir sagen, weshalb Sie krankfeiern?«

»Magengeschichte.«

»Waren Sie beim Arzt?«

»Nein.«

»Dann scheint die Krankheit doch nicht sehr schlimm zu sein.«

Read setzte sich wieder hin. »Warum, zum Teufel, interessiert Sie das? Habt ihr Bullen nichts anderes zu tun, als sich um harmlose Bürger zu kümmern?«

»Wenn der Verdacht besteht, daß sie an einer ungesetzlichen Sache beteiligt gewesen sind, ja.«

»Und Sie meinen…«

John ließ den Mann nicht aussprechen. »Wo waren Sie in der vergangenen Nacht?«

Sekundenlang sah John das Erschrecken auf Reads Gesicht. Er antwortete jedoch nicht, sondern Bella. »Er war die Nacht über hier.«

John drehte sich um. »Sie können das bezeugen?«

Bella nickte heftig.

»Da sehen Sie's!« höhnte Jim Read. »Wollen Sie noch was wissen, Mr. Bulle?«

»Ja. Sie haben nicht zufällig von der Statue des Octupus etwas gehört?«

»Des was? Octu…«

»Sie sind ein schlechter Schauspieler, Mr. Read«, erwiderte John Sinclair hart. »Jeder Museumsangestellte kennt diese Statue. Und Sie

wollen sich nicht daran erinnern?«

»Ich bin nur Fahrer.« Jim Read rülpste, grinste dann und deutete auf seinen Leib. »Mein Magen, Sie hören es ja selbst, Oberinspektor.« Er grinste lauernd. »Was ist eigentlich mit dieser komischen Statue geschehen.«

»Sie ist in der vergangenen Nacht gestohlen worden«, erklärte John.

»O wie schrecklich«, höhnte Read. »Und deshalb bemüht sich extra ein Bulle zu mir. Welch eine Ehre!«

»Immerhin ist die Statue sehr wertvoll«, sagte John. »Und Sie bleiben bei Ihrer Aussage. Sie haben nichts gesehen, Sie waren in der Nacht auch nicht unterwegs, sondern haben hier in Ihrem Zimmer gelegen.«

Read grinste frech. »Genau so ist es.«

John wandte sich der Frau zu. »Sie würden die Aussage Ihres Freundes auch beeiden?«

»Was denken Sie denn, Mister. Ich schwöre beim Andenken meiner Mutter.« Bella Stanford tat entrüstet.

Das Fräulein Mutter wirst du kaum gekannt haben, dachte John bei sich. Er hatte nicht zum erstenmal mit Typen wie Jim Read und dieser Bella zu tun. Sie gehörten zwar nicht direkt zu den Gesetzesbrechern, aber standen am Rande der Legalität und waren auf Polizisten nicht gerade gut zu sprechen.

John schlug ihnen noch eine Brücke. Er übergab Bella seine Karte. »Sollte Ihnen dennoch etwas einfallen, rufen Sie mich bitte in meinem Büro an.«

Bella steckte die Karte in die linke Tasche ihres Morgenmantels. »Wir haben uns wohl zum ersten- und zum letztenmal gesehen, Mister. Ich habe nicht gern die Bullen im Haus. Sie verderben das Klima. Bis jetzt sind wir mit den Nachbarn gut ausgekommen.«

John Sinclair erwiderte darauf nichts. Er hatte sich längst ein Bild gemacht. Ihm war schon bei seinen ersten Fragen klar geworden, daß Jim Read ihm einen Bären aufgebunden hatte.

Der Geisterjäger ging zur Tür. Bella blieb immer einen Schritt hinter ihm, als hätte sie Angst, John würde etwas stehlen. Hart knallte sie die Tür dann hinter dem Oberinspektor ins Schloß.

Während John die altersschwachen Stufen hinunterstieg und zu seinem Wagen ging, lief Bella in den Schlafraum zurück.

Jim Read war aufgestanden. Er trug eine graue Schlafanzughose, die von einem zu weiten Gummiband nur mehr als dürftig gehalten wurde.

Sofort schnauzte er Bella an. »Ich habe dir ja gesagt, daß es Ärger gibt.« Er schlug mit der rechten Faust in die linke offene Handfläche.

Bella hob die fleischigen Schultern.

»Ich weiß gar nicht, was du willst. Der Bulle ist doch wieder abgezogen.«

»Aber er hat mir die Krankheit nicht geglaubt.«
»Sein Pech.«
»Mann, du hast gut reden. Ich bin doch jetzt unten durch. Und das Geld können wir in den Kamin schreiben.«
»Keine Panik. Wir werden heute nachmittag gemeinsam losfahren. So wie wir es besprochen haben. Da gibt es nichts. Oder willst du dich drücken? Solange der Bulle keine Beweise hat, kann er uns mal.« Sie strich Jim Read über den bloßen Oberkörper. »Mach dir keine Sorgen, Jimmy-Boy, wir schaukeln das Ding schon.«
Read schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich habe so ein ungutes Gefühl. Die Sache geht schief.«
»Quatsch.« Bella Stanford nahm die Brandyflasche und hielt sie ihrem Freund unter die Nase. »Hier, trink erst mal einen Schluck. Dann sieht die Welt ganz anders aus.«
»Recht hast du«, erwiderte Read und setzte den Flaschenhals an die Lippen.

***

Die Luft schien zu kochen!
Heiße, rötlich schimmernde Schwaden stiegen der hohen Decke entgegen. Die Kerzenflammen flackerten unruhig, bogen sich nach beiden Seiten und erhellten die Szene mit ihrem schaurigen Licht.
Octupus erwachte!
Das jahrtausendealte Ritual hatte seine Wirkung nicht verloren. Einer der ältesten Vampire der Weltgeschichte machte sich daran, sein Reich zurückzuerobern.
Noch immer floß das Blut aus dem steinernen Körper. Es war heiß, tropfte zu Boden und verdampfte dort zu zischenden Schwaden.
Die vier Maskierten schrien. Finstere Beschwörungsformeln drangen aus ihren weit aufgerissenen Mäulern. Rhythmisch schlugen sie die Hände gegeneinander und heulten Octupus an.
Und der Vampir erhörte sie!
Immer stärker flossen die Blutströme, immer dichter wurden die Schwaden.
Heulen, schreien, stöhnen. Alle Kräfte der Hölle schienen sich in dem engen Verlies konzentriert zu haben.
Plötzlich war alles vorbei. Die letzten Schwaden umwehten noch die vier Maskierten, drangen in ihre Körper ein und gaben ihnen die Urkraft des Dämons.
Die Luft wurde wieder klarer. Ruhig brannten die Kerzen. In ihrem Schein war Octupus deutlich zu erkennen. Dort, wo vorher die Statue gestanden hatte, streckte er die Arme gegen die Decke.
Das Zeichen seiner Rückkehr!
Vom Ansehen her war er ein schrecklicher Dämon, der auf dem

Steinsockel stand. Die Haut wirkte mumifiziert, wie graues Pergament. Der lange Umhang war schwarz, er reichte bis zu den Füßen. Auf dem Schädel saß eine mitraähnliche Kappe, unter der graue Haarsträhnen in Wellenlinien hervorflossen und bis in das hagere Gesicht reichten.

Die Augen ließen die Haarsträhnen frei. Sie lagen tief in den Höhlen und schimmerten grünweiß. Die Pupillen waren mit feinen roten Äderchen durchzogen. Spitz stach die Nase aus dem länglichen Gesicht hervor. Lippen besaß der Dämon keine, dafür berührten die Schneidezähne den oberen Teil des Kinns. Sie waren nadelspitz und gebogen wie bei einem Säbelzahntiger.

»Octupus!«, riefen die vier Diener im Chor. Immer wieder verneigten sie sich und huldigten dem Dämon.

Dann begann Octupus zu sprechen. Er hatte eine dumpfe, grausam klingende Stimme. Und er redete in einer Sprache, die nur die Maskierten verstanden.

»Die Zeit der Finsternis ist angebrochen!« rief Octupus. »Die uralten Weissagungen haben sich erfüllt. Nichts kann mich mehr aufhalten, denn die Götter des Lichts sind schon seit Äonen von den Herrschern des Bösen übertrumpft worden. Octupus ist zurückgekommen. Geht, und sucht seine Opfer, damit die Nacht zum Tage wird und über das Licht die Schwingen der Finsternis fallen.«

Die vier Maskierten schwiegen beeindruckt. Sie, die Jahrhunderte in kalten Gräbern verbracht hatten, verstanden die Botschaft.

Sie verließen das Gewölbe, um Octupus' Forderungen zu erfüllen…

***

Der kleine Ort hieß Calgary. Es gab Leute, die behaupteten, hier wäre die Welt zu Ende. Womit sie nicht einmal so unrecht hatten, denn Fremde, die es zufällig nach Calgary verschlug, hatten den gleichen Eindruck.

Es gab viel Gegend, wie man so schön sagt.

Und vor allen Dingen Sumpf.

Das Moor hatte Calgary seinen Stempel aufgedrückt. Der Ort war eingerahmt von sumpfigen Wiesenflächen, tiefen Wäldern und hügeligen, mit Gras und Büschen bewachsenen Erhebungen. Das Dorf lag am nördlichen Rand des Moors, zählte genau dreihundertzweiundzwanzig Einwohner und rund vierzig Häuser, die Ställe für das Vieh nicht gerechnet.

Und vom Vieh lebten die Einwohner.

Die Rinder gaben gute Milch und erstklassiges Fleisch. Aber auch Schweine und Hühner sorgten für das leibliche Wohl der Menschen. So ließ es sich in Calgary trotz allem recht gut leben, wenn der Ort auch noch so abgeschieden lag.

Rund zwanzig Meilen waren es bis zur nächsten größeren Stadt.

Erwähnte jemand dort den Namen Calgary, so tippten sich die Einheimischen an die Stirn. Damit war angedeutet, was sie von dem Dorf und dessen Bewohnern hielten.

Dabei lag die Riesenstadt London nicht einmal hundertfünfzig Meilen weit weg, aber der Hauch der großen weiten Welt war an Calgary vorübergeweht.

Das Leben verlief hier in seinen eingefahrenen Bahnen. Autos gab es nur wenige.

Einer der wenigen, der einen eigenen Wagen besaß, war Tom Harris, der junge Dorfarzt. Tom war sechsundzwanzig Jahre alt und hatte sich freiwillig nach Calgary gemeldet.

Eine unmögliche Entscheidung, wie seine Kollegen fanden. Als promovierter Arzt die Universität Cambridge mit einem Flecken zu vertauschen, an dem der Hund begraben war.

Doch Harris hatte seine Gründe. Er gehörte nicht zu den Ärzten, die nur scharf auf Mammon waren, er hatte sich noch etwas wie Idealismus bewahrt, der ihm allerdings im Laufe eines halben Jahres schon zu einem guten Teil vergangen war.

Die Einwohner mieden ihn. Sie waren mißtrauischer als ein Reh, das zum erstenmal mit Menschen in Berührung kommt. Und das Mißtrauen hatte sich kaum gelegt. Was Tom Harris dennoch in Calgary hielt, war erstens sein Job und zweitens ein Mädchen namens Gloria Dawson. Tom, der alte Großstädter, hatte sich tatsächlich in die Zwanzigjährige verliebt, und auch ihr war der junge Arzt nicht gerade unsympathisch.

Lange hatte er darüber nachgerätselt, wie solch ein Mädchen in einem Dorf wie Calgary bleiben konnte. Mit ihrer Schönheit hätte Gloria die meisten Mannequins ausgestochen, doch sie blieb der Scholle treu, wie sie selbst immer zu sagen pflegte.

Sie sahen sich fast jeden Tag. Stundenlang saßen sie in seiner kleinen Wohnung beisammen, tranken bei Kerzenschein eine Flasche Wein und sprachen über die Zukunft.

Glorias Eltern standen der Verbindung ihrer Tochter skeptisch gegenüber. Sie hätten als zukünftigen Ehemann ihrer Tochter lieber einen Mann aus dem Dorf gesehen, aber Gloria ließ sich nicht durch Geld und gute Worte einschüchtern.

Sie liebte ihren Tom.

Gegen achtzehn Uhr schloß Tom Harris seine Praxis. Er ließ die vergangenen Stunden vor seinem geistigen Auge Revue passieren und machte sich kopfschüttelnd daran, seinen Schreibtisch aufzuräumen. Sechs Patienten waren zu ihm gekommen. Wenn das nicht besser wurde, konnte er den Laden dichtmachen. Eine Schwester einzustellen, dazu reichte das Einkommen sowieso nicht.

Tom gönnte sich eine Zigarette. Ich hätte doch lieber Tierarzt werden

sollen, dachte er und blies den blaugrauen Rauch gegen die Fensterscheibe.

Er sah gut aus, der junge Arzt. Ziemlich groß, graue Augen und dunkelblondes Haar. Eine Strähne fiel ihm regelmäßig in die Stirn und gab ihm ein leicht verwegenes Aussehen.

Er blickte auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten, dann mußte Gloria erscheinen. Sie arbeitete auf dem Büro des Bürgermeisteramtes, war dort die gute Seele und kümmerte sich um alle Belange, die in einem kleinen Dorf anfielen.

Längst war es draußen dunkel geworden. Die Kälte drückte den Nebel dem Boden entgegen. Er schien über den Moorwiesen wie eine schmutziggraue Mauer zu stehen. Nur vereinzelt sah Tom vom Fenster aus Lichter schimmern. Sein Haus lag ziemlich am Ende des Dorfes. Die Gemeinde hatte es ihm für billiges Geld zur Verfügung gestellt. Es besaß zwei Etagen. Unten befand sich die Praxis und im ersten Stock hatte sich Tom Harris seine Wohnung eingerichtet.

Drei kleine Zimmer reichten ihm völlig. Er hatte sie mit Erbstücken seiner Mutter möbliert.

Eine Heizung gab es weder in der Praxis noch in der Wohnung. Tom feuerte mit Kohlen. In der Praxis stand ein alter Kanonenofen. Der war, was die Heizleistung anbetraf, besser als manch supermoderne Zentralheizung.

Ein Traktor rumpelte über die Straße. Seine Scheinwerfer wirkten in der Nebelsuppe wie verwaschene auslaufende Flecken.

Dann huschte schattenhaft eine Gestalt durch den kleinen Vorgarten. Tom Harris lächelte.

Und schon hörte er das Summen der Klingel. Rasch lief der junge Arzt zur Tür und öffnete.

Gloria fiel ihm in die Arme. »Ist das kalt«, sagte sie zur Begrüßung und drückte Tom ihre kühlen Lippen auf den Mund.

Der Arzt schob die Tür zu. »Komm erst mal rein«, sagte er. »Ich mache uns einen Grog. Der wärmt. Und danach habe ich etwas Besonderes für uns. Eiswein. Hat mir ein Bekannter aus Germany geschickt. Eine Spezialität, kann ich dir sagen.«

Gloria schlüpfte aus ihrem Mantel. Darunter trug sie ein dunkelrotes zweiteiliges Wollkleid. Gloria hatte weizenblondes Haar, das an den Seiten zu Korkenzieherlocken gedreht worden war. Ihr Gesicht war hübsch. Die grünen Augen standen leicht schräg. Sie erinnerten Tom Harris immer an die einer Katze. Die vollen Lippen luden zum Küssen ein, und die Backenknochen standen etwas hoch. Glorias Wangen begannen zu glühen, als die Haut die Wärme spürte.

»Laß uns nach oben gehen«, sagte Tom.

»Nein.« Gloria blieb an der Tür zur Praxis stehen und schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«
»Weil wir gleich noch einmal hinausgehen.«
»Das hatte ich aber nicht vor, Darling.«
»Aber ich!«
»Und warum?« Tom ging auf seine Freundin zu und legte die Hand auf ihre Taille. Gemeinsam betraten sie die Praxis. »Jetzt sag mir, warum du noch einmal bei diesem Hundewetter raus willst.«
Gloria Dawson ließ sich auf einen Stuhl fallen und rieb die Hände gegeneinander. »Ich will dir etwas zeigen.«
»Und was, bitte sehr?«
»Gräber.«
Der junge Arzt mußte wohl ein ziemlich verdutztes Gesicht gemacht haben, denn Gloria begann schallend zu lachen. Dann wurde sie jedoch wieder ernst. »Kinder haben davon berichtet. Im Sumpf sind vier aufgebrochene Gräber gefunden worden. Wenigstens sollen sie so aussehen.«
»Aber du selbst hast dich nicht davon überzeugt.«
»Nein.«
»Hm.« Tom rieb sein Kinn. Es schabte, denn der Bart war seit dem Morgen gewachsen. »Glaubst du das wirklich, was die Kinder sagen?«
Gloria nickte. »Ja. Und zwar sind die Gräber auf dem Teufelshügel. Ich habe dir ja von der alten Spukgeschichte berichtet.«
Tom Harris verdrehte in komischer Verzweiflung die Augen. »Sag nur, du glaubst diese Geschichte. Ich habe dir doch schon oft gesagt, daß das Quatsch ist. Du machst dich noch lächerlich mit deinem verdammten Geisterglauben.«
Gloria sprang auf. »Du hättest die beiden Kinder sehen sollen. Völlig verstört waren sie. Und ich glaube das, was sie gesagt haben. Da sind Gräber aufgebrochen worden.«
Tom Harris schlug sich gegen die Stirn. »Du weißt doch gar nicht sicher, ob dort jemand überhaupt begraben worden ist. Du kennst nur alte Geschichten und Sagen, die davon erzählen. Sicherlich gab es Auswüchse im Mittelalter. Und diese Erhebung mit dem Namen Teufelshügel hat bestimmt zur Zeit der Inquisition und des Mittelalters eine Rolle gespielt, aber daß dort Vampire in der Erde liegen, das ist ziemlich weit hergeholt. Denk doch mal logisch, Gloria.«
»Das mache ich auch. Und eben aus dem Grund werde ich mir das Grab oder die Gräber ansehen. Wenn du nicht mitkommen willst, dann gehe ich allein.« Das junge Mädchen stampfte entschlossen mit dem rechten Fuß auf.
Tom kannte seine Gloria so gut, um zu wissen, daß er jetzt keine Chance mehr hatte, sie von ihrem Entschluß abzuhalten. Nicht Geld und gute Worte würden sie davon abbringen.
»Was ist, Tom? Kommst du mit?«

Der junge Arzt winkte ab. »Meinetwegen, du hast mich überredet. Ich hole meinen Mantel.«

Harris ging zur Tür.

»Tom!« Glorias Ruf hielt ihn auf.

Der junge Arzt drehte sich um.

Gloria lief auf ihn zu und warf sich in seine Arme. Eng schmiegte sie sich an ihn. »Ich danke dir, Tom. Allein hätte ich wirklich Angst gehabt.«

Tom Harris verschloß ihr den Mund mit einem langen Kuß. Als er sich etwas später den Mantel überstreifte, dachte er daran, daß er an diesem Abend eigentlich hatte über die Verlobung sprechen wollen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, erinnerte er sich an das alte Sprichwort.

»Komm endlich!« drängte Gloria.

Tom Harris knöpfte den Lodenmantel zu. In seine Schaftstiefel war er schon hineingeschlüpft. »Sollen wir den Mini nehmen?«

»Nein, laß uns zu Fuß gehen. Bei dem Nebel ist das besser.«

»All right, wie du willst.«

Gloria verließ als erste das Haus. Tom löschte noch das Licht und schloß die Tür ab.

Der Nebel war so dicht, daß die beiden kaum zwanzig Schritte weit sehen konnten. Sie gingen über den hartgefrorenen Boden dem Dorfende entgegen.

Kein Mensch begegnete ihnen. Um diese Zeit – es war neunzehn Uhr – verkrochen sich die Bewohner von Calgary in ihre Häuser oder sie saßen im Pub.

Über dem Moor schien der Nebel festgewachsen zu sein. Tom und Gloria bogen von der Straße auf einen kleinen Weg ab. Sie gingen hintereinander, hatten die Hände in den Taschen vergraben. Ihr Atem stand als nie abreißende Wolke vor dem Mund.

Der schmale Pfad, den sie nahmen, war eine Abkürzung. Er mündete in die Straße, die zu einem verlassenen alten Haus führte. Genau an der Einmündung stand ein Schild mit dem Wort Umleitung. Und von dort aus waren es bis zum Teufelshügel nur ein paar Schritte.

Die Luft schien sich mit Eis aufgeladen zu haben. Gloria und Tom hörten nur ihre eigenen Schritte. Hin und wieder knirschte eine dünne Eisschicht unter ihren Stiefelsohlen.

»Verrückt!« brummte Tom Harris, »bei dieser Hundekälte loszumarschieren. Da jagt man ja keinen Köter vor die Tür.«

Gloria wandte den Kopf. »Das ist ganz gesund. Müßtest du als Arzt eigentlich wissen.«

»Ich kann mir was Besseres vorstellen.«

Gloria kannte den Weg genau. Sie wußte, wie man trockenen Fußes den Sumpf durchquerte. Schließlich war sie hier groß geworden.

Rauhreif lag auf den kahlen Zweigen der Büsche. Sie waren wie weiße lange Finger.

Nach einem Fußmarsch von fünfzehn Minuten hatten sie das Ende des Pfades erreicht. Sie gelangten auf einen etwas breiteren Weg, und auch das Schild tauchte vor ihnen wie ein Geist aus dem Nebel auf.

»Irgendwann säge ich das noch mal ab!« knurrte Tom. »Das steht nur unnütz in der Gegend herum.«

»Du hast eine Laune«, erwiderte Gloria.

»Ist es ein Wunder?« Tom Harris räusperte sich. Dann stieß er seine Freundin an. »Was ist das denn?«

»Wo?«

Tom deutete nach links. »Das sind doch zwei Lichter!«

Gloria drehte den Kopf. Sie nickte. »Tatsächlich, sieht aus, als käme ein Wagen daher. Komisch.«

Atemlos warteten sie ein paar Sekunden.

»Da ist wirklich einer«, sagte Tom. Sicherheitshalber trat er einige Schritte zurück. Er zog Gloria mit.

Jetzt hörten sie auch das Brummen des Motors. Die Lichter flackerten wie große verschwommene Augen. In den Scheinwerferbahnen tanzten die Nebelschleier.

Dann war der Wagen heran. Es war ein alter Rover. Durch die beschlagenen Scheiben konnte Tom mit Mühe erkennen, daß zwei Personen in dem Wagen saßen. Er versuchte, auch noch das Nummernschild zu entziffern, bekam jedoch nur zu sehen, daß der Wagen aus London stammte, dann machte ihm der Nebel einen Strich durch die Rechnung.

»Die sind aus London«, sagte Tom.

Gloria hüllte sich enger in ihren Pelz. »Ob die was mit den aufgebrochenen Gräbern zu tun haben?«

»Unsinn«, antwortete der junge Arzt. Sehr überzeugend klang seine Stimme allerdings nicht.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Gloria. Sie drängte sich wie schutzsuchend gegen ihren Freund.

Tom hob die Schultern. »Wir sehen uns das Grab an.«

»Gut, dann laß uns gehen.«

Sie schlugen den Weg zum Teufelshügel ein. Wie zwei Geister kämpften sie sich durch den Nebel. Der Weg führte bergauf. Auf den Wasserpfützen glitzerten dicke Eiskrusten. Sie waren hinterlistige Glatteisfallen.

»Stand auf dem Hügel nicht früher mal ein Galgen?«, wollte Tom Harris wissen.

»Ja, aber das ist schon lange her. Ende des letzten Jahrhunderts haben sie den Galgen umgehauen.«

»Nachdem zahlreiche Menschen dort aufgehängt worden sind«,

entgegnete Tom bitter.
»Das war eben die Zeit.«
Der Teufelshügel war nur auf der unteren Hälfte mit Sträuchern und Büschen bewachsen. Auf dem oberen Teil wuchs das kniehohe Sumpfgras wie ein Teppich.
Und dort befanden sich angeblich auch die Gräber.
Der junge Arzt ging ein paar Schritte voraus. Plötzlich blieb er wie vor eine Wand gelaufen stehen. Gloria prallte fast gegen ihn.
»Was ist?« fragte sie.
Als Tom keine Antwort gab, drängte sie sich an ihm vorbei und schaute selbst nach.
Mit Mühe nur unterdrückte sie einen Ruf der Überraschung. Die Kinder hatten nicht gelogen. Die Erde auf dem Teufelshügel war tatsächlich aufgeworfen.
Tone Harris hatte in weiser Voraussicht eine Taschenlampe eingesteckt. Er holte sie hervor und ließ den Lichtstrahl umherwandern.
Vier Gräber lagen vor den beiden jungen Menschen. Sie waren ziemlich tief, tiefer als ein normales Grab. Die aufgeworfene Erde bildete kleine Hügel zu beiden Seiten der Gräber.
»Verstehst du das?« fragte Gloria mit zitternder Stimme.
Tom schüttelte den Kopf. »Mir scheint, als hätte jemand etwas gesucht«, murmelte er.
»Oder da ist wer aus den Gräbern gestiegen.«
Der Arzt blickte seine Freundin an. Sein spöttisches Lächeln erstarb allerdings auf den Lippen, als er Glorias Gesicht sah. Dem Mädchen war es sehr ernst.
»Ich habe Angst!« flüsterte Gloria. »Komm, laß uns gehen. Hier ist es mir nicht geheuer.«
Doch Tom war anderer Meinung. Die Gräber hatten seine Neugierde geweckt. Und da er den Weg schon einmal auf sich genommen hatte, wollte er auch genau erkunden, was es mit den Gräbern auf sich hatte.
»Wir bleiben«, entschied er. »Ich sehe mir diese Löcher mal genauer an. Vielleicht finde ich irgendwelche Spuren.«
Gloria hielt ihren Freund am Arm fest. »Nein, Darling, tu es nicht. Komm, wir gehen!«
»Ach, Unsinn, dir tut schon keiner was.« Tom Harris bückte sich. »Du hast mich schließlich neugierig gemacht, und jetzt gehe ich der Sache auch auf den Grund.«
Er stützte sich mit der linken Hand auf der feuchten Erde ab und sprang in das Grab hinunter.
»Alles okay«, rief er, als er unten gelandet war.
Gloria blickte sich ängstlich um. Eine Gänsehaut nach der anderen rann ihren Rücken hinunter. Obwohl Tom ganz in ihrer Nähe war,

kam sie sich vor wie auf einer einsamen Insel. Um sie herum waberte der Nebel mit seinen grauweißen Schlieren, die hin und wieder wie lange Fangarme wirkten und nach allem zu greifen schienen, was sich ihnen in den Weg stellte. Das junge Mädchen fühlte sich von tausend Augen beobachtet. Sie hörte Stimmen wo keine waren. Ihre Mundwinkel zuckten. Nur mühsam unterdrückte Gloria die Tränen. Längst bereute sie den Entschluß, auf den Teufelshügel gegangen zu sein.

»Ich kann nichts finden«, unterbrach Toms Stimme ihre ängstlichen Gedanken. »Beim besten Willen nicht.«

»Dann komm wieder raus.«

Tom lachte. »Das ist leichter gesagt als getan. Das Grab ist verflucht tief. Daran habe ich vorher gar nicht gedacht.« Er reckte sich, und Gloria sah seine behandschuhten Hände über dem Grabrand auftauchen.

Die Erde dort war feucht. Tom rutschte ab.

»Mist, verdammter!« hörte Gloria ihn fluchen.

»Warte!« rief sie. »Ich reiche dir meine Hand, dann kannst du dich hochziehen.«

»Phantastisch, Darling. Du hast immer die besten Ideen.«

Gloria bückte sich und streckte ihren rechten Arm aus. Sie konzentrierte sich voll auf diese »Rettungsaktion« und sah die Gestalt nicht, die wie ein Geist durch den Nebel schlich und sich lautlos dem ahnungslosen Mädchen näherte.

Es war einer der Maskierten.

***

»Eigentlich kannst du froh sein, einen Blöden wie mich gefunden zu haben«, sagte Suko. Er beugte sich auf dem Beifahrersitz so weit vor, als wolle er durch die Scheibe steigen.

»Wieso?« erkundigte sich John Sinclair.

»Frag mal einen normalen Menschen, ob der sich bei diesem Wetter durch die Gegend kutschieren läßt.«

John grinste. »Du bist ja nicht normal.«

»Sondern?«

»Wer gegen Geister, Dämonen und was weiß ich für Ungetüme kämpft, der kann gar nicht normal sein. Der muß, wie man so schön sagt, einen Stich haben. Und den haben wir beide.«

Suko nickte. »Nur gut, daß du dich selbst mit eingeschlossen hast. Sonst wäre ich auf der Stelle ausgestiegen und hätte dich allein durch die Suppe kutschieren lassen.«

»Und so was nennt sich Freund.«

John Sinclair lachte. Er und Suko waren wirklich ein seltsames Gespann. Suko – von Geburt aus Chinese und mit den Maßen eines

wandelnden Kleiderschrankes –, sah zum Fürchten aus. Dabei hatte er jedoch das Gemüt eines Kindes. Suko konnte keiner Fliege etwas zuleide tun – vorausgesetzt, sie war nicht sein Feind. Ging es gegen die Mächte der Finsternis, kannte Suko kein Pardon. Da räumte er auf wie Herkules in der griechischen Antike. Und das mit bloßen Fäusten. Suko trug nie Waffen bei sich. Er beherrschte die ostasiatischen Kampftechniken im Schlaf, und John Sinclair hatte noch keinen Gegner erlebt, der Suko mit den Fäusten ebenbürtig war.

Mit seiner muffigen Stimmung kaschierte er momentan eigentlich nur seine gute Laune. Suko war froh, daß es endlich wieder rundging. Der letzte Fall hatte John Sinclair nach Deutschland in das Alptraum-Schloß geführt.[1]

Suko war in London geblieben. John hatte ihm berichtet und auch nicht den Schwarzen Tod vergessen, jenen Superdämon, der die Geschichte der Menschheit beeinflußt und John Sinclair den Kampf angesagt hatte.

Sobald es die Zeit erlaubte, wollte John sich näher mit dieser Figur beschäftigen. Er wollte nicht erst warten, bis der Schwarze Tod zuschlug, sondern selbst die Initiative ergreifen.

Doch jetzt mußte er sich auf die schlechte Wegstrecke und den Nebel konzentrieren, der Straßen und Wagen einhüllte wie in einen dicken Wattebausch.

John Sinclair hatte Jim Reads Aussagen nicht geglaubt. Nach dem Gespräch mit ihm war er zurück zum Yard gefahren, hatte dort mit Superintendent Powell, seinem Chef, gesprochen, und Suko mobil gemacht. John und der Chinese legten sich auf die Lauer. Und sie hatten Glück. In den Nachmittagsstunden verließen Bella und ihr Galan das Haus. Ihrem Gebaren nach in aller Heimlichkeit. Sie stiegen in einen Rover älteren Baujahrs und verließen London.

John setzte sich mit seinem Bentley hinter das Pärchen. Der Nebel war immer dichter geworden, je mehr sie sich von der Riesenstadt entfernten. Die Fahrt ging nach Westen, in die Provinz Berkshire. Jedoch nicht über die Autobahn, sondern über Nebenstrecken.

Schließlich bog der Rover in ein Sumpfgelände ab, das auch ohne den Nebel schon lebensgefährlich genug war.

»Langsam habe ich das Gefühl, der will uns auf den Arm nehmen«, meinte Suko. »Wo der hinfährt, da ist die Welt mit Brettern vernagelt.«

John wiegte den Kopf. »Warte es ab. Oder glaubst du im Ernst, unser Freund nimmt die Reise auf sich, wenn nichts dahintersteckt? Der hat ein Ziel.«

»Andererseits soll es Verrückte geben«, brummte Suko. Er fuhr sich über seinen Kopf, auf dem die wenigen Haare wie angeklebt lagen.

John Sinclair hatte immer darauf geachtet, die Rückleuchten des Rovers nicht zu verlieren. Hin und wieder ließ er sich zurückfallen,

um aber dann wieder aufzuschließen.
»Wenn die von der Verfolgung nichts bemerkt haben, sind sie vollblind«, sagte Suko. »Ich an ihrer Stelle hätte langst reagiert.«
»Die sind ja nicht so schlau wie du.«
»Ja, ich war auch drei Jahre auf der Akademie!«
Die Flachserei hörte schlagartig auf, als ein alter Wegweiser gespenstisch aus der Nebelsuppe auftauchte. John Sinclair stoppte.
Wäre er wenige Minuten früher hier angekommen, dann hätte er noch Tom Harns und Gloria Dawson angetroffen. So aber kamen er und Suko sich ziemlich verlassen vor. John stieg aus, und auch Suko verließ den Bentley.
Um die Buchstaben lesen zu können, mußte der Geisterjäger nahe an das Schild heran. »Umleitung«, sagte er. »Was hat das denn wieder zu bedeuten?«
Suko hob ratlos die Schultern. Der Chinese blickte sich um. Wo er hinsah, nur dicke Nebelsuppe.
»Eine Kreuzung gibt es hier nicht, und einen Weg kann ich auch nicht entdecken«, sinnierte John Sinclair.
»Und wenn wir hier noch lange rumstehen, ist der gute Jim Read uns entwischt«, resümierte Suko.
»Recht hast du. Komm, steig ein. Für uns gibt es keine Umleitung.«
Der Chinese saß zuerst im Wagen. Mit einem dumpfen Laut fiel die Tür ins Schloß. John, der die Fahrertür aufziehen wollte, stockte plötzlich in der Bewegung.
Ein dünner Schrei war an seine Ohren gedrungen. Der Schrei eines Menschen!

***

»Beug dich noch ein Stück vor!« keuchte Tom Harris, »und halte meine Hand gut fest!«
»Okay, Tom!«
Gloria machte ihren Arm noch länger. Tom hatte den Handschuh abgestreift, um besser greifen zu können.
»Und jetzt zieh!« rief Tom.
In diesem Augenblick war der Maskierte heran. Völlig lautlos hatte er es geschafft. Drohend stand die Gestalt genau hinter dem Mädchen. Die Hände waren zu Klauen gekrümmt, griffen zu.
Gloria spürte den Druck der Klauen auf ihrer Schulter. Für den Bruchteil einer Sekunde blieb sie noch in ihrer Haltung hocken, dann wurde sie mit einem Ruck nach hintenüber gezogen. Ihre Hand löste sich von Toms Gelenk. Der junge Arzt fiel wieder in das Grab zurück. Er fluchte.
Gloria Dawson lag auf dem Boden. Weit riß sie die Augen auf. Sie war in diesem Moment nicht einmal fähig, einen Schrei auszustoßen,

trotz der schrecklichen Lage, in der sie sich befand.

Die Gestalt fauchte sie an.

Weit hatte sie den Mund geöffnet. Gloria sah ein bleckendes Gebiß mit langen Vampirzähnen. Die obere Hälfte des Kopfes war hinter einer roten Maske verborgen. Gloria konnte nur die funkelnden Augen in den Sehschlitzen erkennen.

Ein Vampir! Siedendheiß schoß ihr der Gedanke durch das Hirn. Sie dachte an die aufgebrochenen Gräber, an die alten Sagen und Legenden, und ihr wurde klar, daß diese Vampire tatsächlich existierten.

Und ihr Blut wollten!

Mit einem unmenschlichen Laut warf sich der Blutsauger über sie. Seine Klauen fetzten ihren warmen Mantel auf. Er mußte den Hals freibekommen, dort wo auch die Schlagader saß.

Gloria begann zu kämpfen. Sie hatte den ersten Schreck überwunden. Es waren instinktive Abwehrbewegungen, ungezielt, aber dennoch wirksam. Ihre behandschuhten Fäuste klatschten in das Gesicht des Blutsaugers, trafen Nase, Kinn und Hals.

Der Vampir beugte sich zurück. Er war irritiert.

Tom Harris hatte längst gemerkt, daß etwas nicht stimmte. Er rief immer wieder Glorias Namen, dabei bemühte er sich verzweifelt, aus dem Grab zu steigen.

Es mißlang.

Inzwischen hatte der Vampir Oberwasser bekommen. Mit der in ihm steckenden Kraft der Hülle bog er Glorias Arme zur Seite. Zweimal stieß ihm das Mädchen dabei ihr Knie in den Unterleib, doch der Untote verspürte keinerlei Schmerzen.

Dann griff er blitzschnell zu. Löste seine linke Hand und fetzte den Mantel des Mädchens endgültig auf. Die Knöpfe sprangen ab.

Gloria trug ein Wollkleid, dessen Bord unterhalb des Halses aufhörte. Hell schimmernd lag der Hals frei vor den Augen des Untoten. Eine unwahrscheinliche Gier beherrschte seinen Blick. Wie lange hatte er auf ein Opfer warten müssen!

Jahrhunderte waren vergangen. Eine Zeit, in der er immer nur von Blut hatte träumen können.

Und nun war es soweit.

Inzwischen versuchte Tom Harris verzweifelt, aus dem Grab zu steigen. Er wuchs dabei über sich selbst hinaus, schaffte es beim achten Versuch, sich über den Grabrand zu schwingen.

Völlig erschöpft blieb er liegen, wurde jedoch noch in der gleichen Sekunde aus seiner Lethargie gerissen, als er sah, was mit seiner Freundin geschah.

Er sah die schreckliche Horror-Gestalt, kam mit einem Schrei auf den Lippen hoch und warf sich auf den gefährlichen Blutsauger.

Genau im richtigen Augenblick. Ehe der Vampir zubeißen konnte, prallte der junge Arzt gegen ihn.

Gemeinsam mit dem Untoten ging Tom Harris zu Boden. Er landete auf dem Blutsauger und drosch schreiend auf die Hüllenkreatur ein.

Der Vampir stieß seinen Kopf vor. Hart traf seine Stirn den jungen Arzt im Gesicht.

Toms rechte Augenbraue platzte auf. Das Blut lief über seine Wange. Der Geruch und der Anblick machten den Vampir halb wahnsinnig. Das Mädchen vergaß er, jetzt zählte nur noch dieser Mann mit seinem Lebenssaft.

Aber Gloria hatte den Vampir nicht vergessen. Sie war auf die Beine gekommen, sah, wie ihr Freund benommen unter dem Blutsauger lag und packte einen in der Nähe liegenden handlichen Ast.

Sie nahm Anlauf und schlug mit aller Kraft zu.

Der Vampir ließ von Tom ab. Der harte Schlag hatte ihn zurückgetrieben. Aber er gab nicht auf, konzentrierte sich wieder auf das blondhaarige Mädchen.

Gloria stand dort mit hängenden Armen. Sie hatte angenommen, der Schlag hätte sie von all ihren Problemen befreit. Sie erlebte das Gegenteil.

Der Untote stürzte auf sie zu.

Blitzschnell kam sein Angriff, doch ebenso schnell reagierte Gloria Dawson.

Auf dem Absatz warf sie sich herum und begann schreiend von dem schrecklichen Ort wegzurennen. Flucht! Das war ihr einziger Gedanke. Sie wollte ins Dorf, um dort Hilfe zu holen.

Doch der Weg war weit. Und der Blutsauger befand sich dicht auf ihren Fersen…

***

Ein Schrei im Nebel. So gut wie unmöglich festzustellen, aus welcher Richtung der Ruf kam. Die grauweiße Suppe verschluckte die Geräusche, verzerrte sie und narrte den Lauscher.

Trotzdem rannte John Sinclair los. Da war ein Mensch in Not, und er hatte noch nie gezögert, jemanden zu Hilfe zu eilen, mochten die Umstände auch noch so widrig sein.

Suko folgte dem Oberinspektor. Wer den Chinesen so ansah, glaubte kaum, mit welch einer Leichtigkeit dieser Mann laufen konnte. Er blieb immer zwei Schritte hinter John.

Der Weg führte bergan. Mit Brachialgewalt brachen John und. Suko durch die Büsche. Harte Zweige peitschten und zerrten über ihre Mäntel. Einmal rutschte John aus, konnte sich aber wieder fangen.

Der Schrei hatte sich nicht wiederholt. Wenigstens vernahm John Sinclair nichts. Sein Herz klopfte. Er hatte Angst, zu spät zu kommen.

Das Buschwerk wurde weniger. Die beiden Freunde liefen auf die Spitze des Hügels zu. Ihre Füße trampelten kniehoch stehendes Gras nieder.

Und immer lag die Nebelwand um sie herum. Dieser bewegliche grauweiße Schleier, der alles abdeckte und verbarg.

Schemenhaft sah John Sinclair eine Gestalt. Sie wirkte wie ein Gespenst, und beim Näherkommen erkannte John, daß es sich bei der Gestalt um einen Mann handelte. Er taumelte dem Geisterjäger geradewegs in die Arme.

John fing den Mann auf.

Blut rann über dessen Gesicht. Es drang aus seiner aufgeplatzten Augenwunde.

Suko war an John vorbeigelaufen. »Da sind vier Gruben!« rief er. »Sehen aus wie Gräber!«

John hielt den jungen Mann an den Schultern aufrecht. »Was ist passiert?« herrschte er ihn an. »Reden Sie. Rasch!«

Der Mann atmete keuchend. »Ich heiße Harris, Tom Harris. Meine Freundin Gloria und ich… wir…« Er holte tief Atem. »Wir sind zu den Gräbern gelaufen. Kinder haben Gloria davon berichtet.«

»Und?« John ging alles viel zu langsam. »Was ist mit Ihrer Freundin? Wir haben einen Schrei gehört. War sie es, die geschrien hat?«

Harris nickte. »Ich war in einer der Gruben. Dann sah ich… ein Maskierter, er griff Gloria an. Ich bin aus dem Grab gekrochen. Wir haben gekämpft, und ich entdeckte, daß der Maskierte Vampirzähne hatte. Die Legende, die Sage vom Teufelshügel. Es gibt sie wirklich.«

»Wo ist Ihre Freundin jetzt?«

»Weggelaufen. Irgendwo im Nebel.«

»Und der Vampir?«

»Hinterher.« Tom Harris begann zu schluchzen. »Gloria… sie hat keine Chance. Der Vampir… das Moor…«

John Sinclair und Suko verständigten sich mit einem Blick. »Bleib du bei ihm!«, rief der Geisterjäger dem Chinesen zu. »Ich verfolge den Blutsauger.«

Suko hatte Einwände. »Du kennst den Sumpf nicht, John!«

»Hast du einen anderen Vorschlag?«

Da mußte Suko passen. Schon eine Sekunde später hatte John Sinclair der dichte Nebel verschluckt…

***

Jim Read stoppte.

Der Rover federte etwas nach, die Reifen rutschten über den Untergrund, doch dann griff das miese Profil endlich.

Mit einem letzten Blubbern erstarb der Motor. »Da wären wir«, sagte Jim Read und warf der neben ihm sitzenden Bella Stanford einen

schrägen Blick zu.

Bella zog die Nase hoch. Da die Heizung in dem Wagen nicht mehr die beste war, hüllte sie sich fröstelnd in den künstlichen Pelz. »Verdammt miese Gegend, in die du mich hier gebracht hast.«

Jim lachte. »Du hast es ja nicht anders gewollt.«

Bella kratzte sich am Kopf. »Und hier sind tatsächlich deine Geschäftspartner zu Hause? Hast du dich auch nicht getäuscht, Jim?«

Jim schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Wo ich einmal gewesen bin, den Ort finde ich auch wieder.«

»Richtig unheimlich hier«, meinte die Frau.

Recht hatte sie, die ehemalige Tänzerin. Gespenstisch ragten die Überreste des verfallenen Hauses aus der dicken Nebelsuppe. Der Rest des Turms wurde von den Nebelschlieren umflort. Die Umrisse verwischten. Mit müden Flügelschlagen flatterte ein Vogel durch die Nebelwand. Es war eine Krähe. Ihr heiseres Krächzen wurde vom Nebel verschluckt.

»Niemand zu sehen«, stellte Bella überflüssigerweise fest. »Komische Kunden hast du. Sie müssen doch bemerkt haben, daß ein Wagen angekommen ist.«

Jim Read hob die Schultern. »Vielleicht ist wirklich keiner da«, sagte er. »Außerdem habe ich dir ja gesagt, daß die Maskierten Geschöpfe sind, vor denen ich Angst habe. Das sind Vampire, glaube mir.«

»Rede keinen Mist, du Trottel.«

»Du weißt immer alles besser.« Jim regte sich auf. »Sei froh, daß ich dich aus der Gosse gezogen habe.«

»Das mußte ja kommen.«

»Ach, leck mich doch!« Jim Read öffnete die Tür und schwang seine Beine aus denn Wagen. Die Füße berührten den Boden. In dieser Stellung blieb Jim sitzen. Er drehte den Kopf. »Was ist? Willst du nicht auch aussteigen?«

»Ja, ja, ich komme schon!«

Jim Read schmetterte die Wagentür ins Schloß. Das laute Geräusch wurde durch den Nebel etwas gedämpft. Er warf einen Blick über die Kühlerhaube.

Bella Stanford stand abwartend neben dem Kotflügel.

»Jetzt mach dir nur nicht in die Hosen«, pflaumte Jim die Frau an. »Du wolltest ja unbedingt hierher.«

»Habe ich etwas gesagt?«

»Nein, aber gedacht.«

»An das Geld.«

Jim Read umrundete die Kühlerschnauze und ging auf Bella zu. Sie ließ sich gegen ihn fallen. Jim umarmte sie. »Tut mir leid, das, was ich vorhin gesagt habe.«

»Schon vergessen.« Sie machte sich wieder frei. »So, und jetzt wollen

wir uns auf die Suche nach deinen komischen Geschäftspartnern machen.«

Nebeneinander gingen sie auf die Hausruine zu. Nebelschwaden umtanzten das verfallene Gemäuer wie geisterhafte Gestalten. Die Scheiben der Fenster waren längst aus den morschen Rahmen gefallen. Der Wind konnte ungehindert durch das Gemäuer pfeifen.

»Richtig unheimlich hier«, flüsterte Bella.

Jim Read nickte nur. Er hatte ein komisches Gefühl in der Magengegend. Er ärgerte sich jetzt, daß er überhaupt losgefahren war. Am liebsten hätte er diese Stelle fluchtartig verlassen. Andererseits wollte er sich vor Bella auch nicht blamieren, und so blieb er an ihrer Seite.

Je näher sie dem Haus kamen, um so größer wurde ihre Angst. Wie eine Hohle gähnte vor ihnen der Eingang. Die Tür war schon vor ewigen Zeiten aus den Angeln gerissen worden.

Nebelschleier tanzten im Eingang. Sie wurden vom Wind bewegt, wirkten wie Gestalten aus einer fremden Welt. Irgendwo knisterte es. Dann ein knackendes Geräusch, so als würde jemand einen Eiszapfen abbrechen.

Bella Stanford war stehengeblieben.

»Was ist?« herrschte Jim sie an. »Willst du jetzt kneifen? So dicht vor dem Ziel?«

»Sollte nicht jemand von uns hier draußen Wache halten«, schlug Bella mit schwacher Stimme vor. Von ihrer morgendlichen Courage war nicht mehr viel geblieben.

Jim Read schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage. Ich sehe hier keine Tür, folglich kann uns auch niemand einsperren.«

»Wenn du meinst…«

»Sicher meine ich.« Jim Read ging entschlossen auf den Eingang zu. Bella folgte ihm nur zögernd. Die Gestalt ihres Freundes wurde von den grauen Schwaden umwabert. Jim Read tauchte in die absolute Finsternis des verfallenen Hauses.

Wenig später flammte eine Taschenlampe auf. Der helle Strahl wurde kreisförmig bewegt. Jetzt erst traute sich Bella, das verfallene Gebäude zu betreten.

Feuchte, muffige Luft empfing sie. Jim Read stand mitten im Raum und bewegte den Arm mit der Lampe.

»Nichts«, sagte er und wandte der eintretenden Bella sein Gesicht zu, »nichts zu sehen. Die Hundesöhne haben sich aus dem Staub gemacht. Hatte ich mir doch gedacht.«

Bella atmete auf. Sie fühlte sich wieder etwas stärker. Die Leere in der Ruine hatte ihr das Selbstbewußtsein zurückgegeben. Und die Forschheit.

»Hier wird es doch noch mehr Räumlichkeiten geben«, meinte sie.

»Laß uns dort mal nachsehen.«

»Du kriegst den Hals wohl nie voll, wie?«

»Wenn wir schon mal hier sind. Da drüben ist übrigens eine Tür. Oder das, was von ihr übrig geblieben ist.«

Jim Read ging auf die Tür zu. Die Lampe hielt er in der rechten Hand. Auch in das Innere des verfallenen Hauses war der Nebel gedrungen. Allerdings behinderte er hier die Sicht nicht so stark wie draußen.

Jim tauchte in den nächsten Raum. Er war wesentlich kleiner als der erste, glich mehr einer Kammer. Die Wände standen noch vollzählig. Nur aus dem Dach waren Stücke herausgerissen worden. Die Löcher gähnten den beiden entgegen.

***

Jim leuchtete mit der Lampe in eines der Löcher. Der Nebel wölkte in der hellen Lichtlanze wie Zigarettenrauch.

Plötzlich schrie Bella auf.

Jim fuhr herum. »Verdammt, was ist denn?«

»Ein Gesicht, Jim! Ich habe ein Gesicht gesehen. Oben am Lukenrand. Mit einer Halbmaske, wie du es schon gesagt hast. Jim, ich habe Angst. Laß uns hier weggehen!« Sie klammerte sich an ihren Freund.

Jim Read machte sich frei und ließ den Strahl noch einmal gegen die Decke wandern.

Er sah nichts. Nur wallende Nebelschwaden.

»Du hast Halluzinationen«, warf er seiner Geliebten vor. »Wir sind vergeblich hierhergefahren. Das ist alles. Los, laß uns wieder gehen!« Er schob Bella auf die Tür zu.

Die Frau betrat als erste den größeren Raum. Schnell wollte sie ihn durchqueren.

Bella war schon fast an der Türöffnung, als sie der Schrei des Mannes herumfahren ließ.

Da packte Bella das Entsetzen.

Sie sah, wie sich im Boden eine Falltür geöffnet hatte. Eine Klauenhand schoß aus dem dunklen Loch und bekam Jim Reads rechten Fußknöchel zu packen.

Read verlor das Gleichgewicht. Er fiel nach hinten, wirbelte mit den Armen. Der Lichtstrahl vollführte einen bizarren Tanz über die feuchten Wände.

Bella hatte die Hände gegen den Mund gepreßt. Sie war unfähig sich zu rühren. Aus angstgeweiteten Augen mußte sie mit ansehen, wie ihr Freund Jim Read schreiend in der dunklen Tiefe verschwand…

***

Die heiße Angst peitschte Gloria Dawson vorwärts!

Die entsetzliche, alles verzehrende Furcht hatte ihr Bewußtsein überschwemmt und ließ sie nicht mehr klar handeln und denken.

Nur deshalb nahm sie nicht den Weg zum Dorf hinunter, sondern hetzte tiefer in den gefährlichen Sumpf hinein.

Der Untote blieb ihr auf den Fersen.

Er gab keinen Zoll Boden preis, jagte weiter, und immer wenn er die Flüchtende wie ein Schemen aus dem Nebel auftauchen sah, wurde die Gier stärker.

Die Frau hatte keine Chance.

Näher und näher kam der Vampir.

Einmal riskierte Gloria einen Blick zurück. Sie sah das schreckliche Wesen und verdoppelte ihre Anstrengungen.

Das Eis auf gefrorenen Wasserpfützen knirschte unter ihren Stiefelsohlen. Noch befand sie sich auf einem schmalen Pfad, wo die Erde zum Teil gefroren war.

Aber der Pfad war rasch zu Ende.

Gloria merkte es, als ihre Füße in den zähen Morast einsanken und sie Kraft benötigte, um sie herauszuziehen.

In ihrer Panik rannte Gloria Dawson nach rechts.

Das war haargenau das Falsche.

Sie geriet tiefer in den gefährlichen Sumpf.

Plötzlich schaffte sie es nicht mehr, ihre Füße aus dem zähen Schlamm herauszuziehen. Es schmatzte und gurgelte unter ihren Beinen. Gnadenlos hielt der Morast sie fest. So sehr sie auch zerrte und zog, sie sank nur noch tiefer ein.

Hinzu kam die Panik, die Todesangst vor dem elenden, grausamen Ende im Moor. Zahlreiche Menschen waren schon auf Nimmerwiedersehen im Sumpf verschwunden, und ihr, ihr würde es auch so ergehen.

Dicht in ihrer Nähe sah sie einen Baum. Die knorrigen abgestorbenen Äste breiteten sich wie die Finger einer Hand über die Fläche aus. Verzweifelt versuchte Gloria, einen der Äste zu erreichen. Sie schaffte es nicht. Ihre Arme waren zu kurz.

Bis zu den Knien steckte sie schon in der saugenden Brühe. Und mit jeder hastigen Bewegung sank sie tiefer ein.

Dann kam der Vampir.

Urplötzlich tauchte er aus dem Nebel auf und stoppte abrupt, als er das im Moor steckende Mädchen sah.

Er duckte sich, ging leicht in die Knie und sah sich hastig um. Er hatte kein Interesse daran, daß das blondhaarige Mädchen im Sumpf versank, denn dann wäre es für ihn verloren gewesen.

Gloria konnte den Baum mit den ausladenden Ästen nicht erreichen, aber der Blutsauger.

Er sprang hin, orientierte sich kurz und riß mit Brachialgewalt einen

passenden Ast ab.

Damit fuhr er herum. Sofort legte er sich zu Boden, schob den Ast über die Sumpffläche und bedeutete Gloria durch Nicken, danach zu greifen.

Das Mädchen zögerte.

Die Gedanken jagten sich hinter ihrer Stirn. Wenn der Vampir sie aus dem Sumpf zog, wurde sie sein Opfer. Verweigerte sie jedoch seine Hilfestellung, dann würde der tödliche Sumpf sie in die gnadenlose Tiefe zerren.

Das Mädchen entschied sich für die erste Möglichkeit. Außerdem rechnete es sich gegen den Vampir mehr Chancen aus, als gegen den tückischen Morast.

Sie beugte sich vor und umklammerte das Ende des Astes.

Höhnisch lachte der Untote auf. Dieses blondhaarige Mädchen würde ihm nicht mehr entkommen…

***

John Sinclair hatte das Glück des Tüchtigen. Er verlor die Spur der Flüchtigen nicht und damit auch nicht die Spur des Vampirs.

Längst hatte er den Hügel hinter sich gelassen. Nach zwanzig Yards befand sich der Geisterjäger auf einem schmalen Pfad inmitten des Moors.

Er fühlte zwar festen Boden unter seinen Sohlen, doch rechts und links des Weges schmatzte und gurgelte es. Sehen konnte John kaum die Hand vor Augen.

Der Nebel bedeckte alles wie mit einem Tuch.

John Sinclair ging jetzt vorsichtiger weiter. Die kniehohen Sumpfbüsche sahen aus wie tanzende Kobolde. Der Geisterjäger hörte in der Stille nur seinen eigenen Atem.

Es war verflixt gefährlich für ihn, durch den Sumpf zu marschieren. Schon bei normalem Tageslicht wäre es eine riskante Sache gewesen, aber jetzt, wo der Nebel nur eine Sicht von wenigen Schritten erlaubte, war es Wahnsinn, tiefer in den Sumpf hineinzugehen.

Und doch wagte es der Oberinspektor. Das Leben eines Menschen war in Gefahr, und da kannte ein Mann wie John keine Risiken mehr.

Weiter ging er.

Der Boden wurde nachgiebiger. Das Eis war weggetaut. Unter den Sohlen quietschte das Wasser. Sumpfgras rieb an Johns Hosenbeinen. Zweige schabten über seinen schwarzen Mantel. John hatte die obersten Knöpfe geöffnet, um schneller seine Waffe ziehen zu können. Er trug die mit Silberkugeln geladene Beretta bei sich. Diese Pistole, die schon manchem Dämon das Fürchten gelehrt hatte, und die auch mit ihren geweihten Kugeln den Vampiren einen raschen Tod brachte.

Der Boden wurde noch sumpfiger. Der Pfad schien seinem Ende

entgegenzugehen.
Stille ringsum. John Sinclair hörte von dem Mädchen keinen Laut. Kein Ruf, kein Hilfeschrei drang an seine Ohren. Dem Geisterjäger wurde es heiß und kalt zugleich. Sollte der Sumpf dieses junge Mädchen etwa verschlungen haben?
John Sinclair spürte, wie sich ein dicker Kloß in seinem Hals bildete. Er mußte sich räuspern, um die Kehle freizubekommen. Bisher war der Weg bergab gegangen, jetzt lief er normal weiter.
Bis zu den Knöcheln stand der Oberinspektor im Morast. Jedesmal klebte zäher Schlamm an seinen Sohlen, wenn er die Füße aus dem Sumpf hervorzog.
Er fragte sich, wie lange er so noch weitergehen konnte.

***

Und dann entdeckte er die Gestalt!
Das mußte der Vampir sein.
Er hockte auf den Knien. Als John Sinclair weiterging, sah er, daß der Untote einen Ast über den Sumpf gestreckt hielt. Das hintere Ende des Astes umspannte die blondhaarige Gloria mit der rechten Hand.
Der Vampir schien ein besonders ausgeprägtes Gehör zu haben, denn urplötzlich drehte er sich um.
Sein und Johns Blick kreuzten sich.
Der Vampir schien zu ahnen, daß hier ein Todfeind vor ihm stand.
Aber auch der Geisterjäger war überrascht. Er hatte zwar in seiner Laufbahn schon zahlreiche Vampire gesehen, aber noch nie welche, die mit einer Halbmaske umherliefen. Welche Bedeutung hatte die Maske für den Untoten?
Ein rascher Blick auf Gloria belehrte ihn, daß er noch etwas Zeit zur Verfügung hatte. Das Mädchen war noch nicht tief in den Morast eingesunken.
»Helfen Sie mir, Mister!« hörte John den schwachen Ruf.
»Bleiben Sie ruhig!« erwiderte der Geisterjäger. »Bewegen Sie sich möglichst nicht, Miss Gloria!«
Während dieser Worte tastete John schon nach seiner Beretta.
Da griff der Vampir an.
Aus seiner hockenden Stellung heraus sprang er auf den Geisterjäger zu. Er warf sich mit der geballten Kraft seines Körpers dem Oberinspektor entgegen.
John kam gar nicht dazu, die Beretta zu ziehen.
Wuchtig knallte der Blutsauger gegen ihn.
John flog zurück. Sofort spürte er die Hände, die nach seiner Kehle griffen. Mit einem harten Karateschlag sprengte John den Griff, bekam Luft und hämmerte dem Untoten die Faust unter das Kinn.
Es war ein sogenannter Heumacher, der einen normalen Menschen

ins Reich der Träume geschickt hätte. Aber der Untote war kein Mensch. Er wurde zwar von der Wucht des Treffers zu Boden katapultiert, doch Schmerz oder irgendwelche anderen Folgen stellten sich bei ihm nicht ein.

Katzengewandt rollte er sich zur Seite, federte hoch und griff John wieder an.

Sinclair paßte nicht auf. Dem Vampir gelang es, ihm das rechte Bein wegzuschlagen.

Der Geisterjäger fiel hin. Der weiche Boden dämpfte den Fall, und John zog auch instinktiv die Knie an. Der Untote befand sich mitten im Flug. Er konnte ihn nicht mehr stoppen und prallte vehement gegen John Sinclairs Kniescheiben.

John drückte seine Beine noch vor und gab dem Blutsauger den nötigen Schwung.

Sich überschlagend wurde er zurückgeschleudert. Doch das verdammte Höllenbiest war zäh. Es packte den Ast, mit dem es das Mädchen aus dem Sumpf hatte ziehen wollen, und benutzte ihn als Waffe gegen den Geisterjäger.

Normalerweise kein großes Problem für John. Aber hier auf diesem schmalen Pfad hatte er zu wenig Bewegungsfreiheit. Kam er nur einen Schritt vom Weg ab, war sein Schicksal besiegelt.

Gloria Dawson schrie erstickt auf, als sie sah, wie der Untote zum Schlag ausholte.

John Sinclair sprang dem Vampir entgegen. Er hatte gesehen, daß der Ast für einen Kampf doch etwas unhandlich war. Und Johns Rechnung ging auf. Nahezu mühelos konnte er den Schlag unterlaufen. Der Ast streifte zwar noch seinen Rücken, aber dann war John Sinclair am Mann. Gedankenschnell hatte er den linken freien Arm des Vampirs gepackt. Er spürte die Kälte, die von der Haut des Untoten ausging, kümmerte sich jedoch nicht weiter darum, sondern setzte zu einem schulmäßigen Hebelgriff an.

Die Wirkung war enorm.

John, der das Körpergewicht des Vampirs unterschätzt hatte, sah wie der Blutsauger durch die Luft gewirbelt wurde, als wäre er ein vom Herbstwind erfaßtes Blatt. Er ruderte verzweifelt mit Beinen und Armen und schaffte es doch nicht, seinem Schicksal zu entgehen.

Er klatschte in den Sumpf.

Wasser spritzte auf, als der Körper die Oberfläche berührte. Mit einem Fauchlaut wollte der Untote sich aufrichten, doch da hatte das Moor schon zugepackt.

Bis zu den Hüften steckte der Vampir im Schlamm.

Tausend Hände schienen gleichzeitig nach ihm zu greifen und ihn in die Tiefe zu zerren.

Der Untote brüllte, schrie, fluchte.

Gloria begann zu weinen. Sie hielt sich die Ohren zu, konnte die Todesqualen des Blutsaugers nicht mit ansehen.

John Sinclair nahm den Ast, den der Vampir verloren hatte.

Diesmal ging er in die Knie und schob den Ast über die Sumpffläche dem blondhaarigen Mädchen entgegen.

Gloria erfaßte den Rettungsanker. Sie hatte Johns Rat befolgt und sich nicht mehr bewegt. Mit beiden Händen umklammerte sie das andere Ende.

»Keine Angst, Miss Gloria, gleich haben Sie es geschafft!« John sprach mit beruhigender Stimme.

Er hörte den Vampir gurgeln. Bis zum Hals steckte er schon im Sumpf. Dann brüllte er Worte hervor: »Octupus wird mich rächen! Octupus ist schon zurückgekehrt. Er wird keine Gnade kennen. Er wird euch alle in sein… ahhh…«

Das letzte Wort erstickte unter den Schlammassen, die zwischen seine häßlichen Zähne drangen.

Dann schloß sich der Sumpf über dem Vampir.

Eine Minute später war Gloria gerettet. Weinend warf sie sich in Johns Arme.

Der Geisterjäger ließ sie gewähren.

Schließlich hatte sich Gloria etwas erholt, und John fand es an der Zeit, sich vorzustellen.

»Scotland Yard?« fragte Gloria verwundert. »Aber wie… wie kommen Sie denn zu uns?«

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte John. »Ich werde Sie Ihnen später erzählen.«

Gloria nickte. Sie warf einen ängstlichen Blick auf den Sumpf und deutete mit der Hand auf die Stelle, wo der Vampir versunken war. »Ist er… ist er tot?« fragte sie stockend.

»Nein«, antwortete John, »aber der Sumpf gibt ihn nicht mehr frei. Es sei denn, man legt das Moor irgendwann einmal trocken. Dann allerdings könnte es eine höllische Überraschung geben.«

»Damit ist wohl kaum zu rechnen«, sagte Gloria.

»Das hoffe ich auch.« John Sinclair faßte das blondhaarige Mädchen unter und ging mit ihm den Weg zurück. Seine Gedanken beschäftigten sich längst mit etwas anderem. Der Vampir hatte kurz vor seinem Versinken den Namen Octupus erwähnt. John wußte, daß die Statue so hieß, die aus dem Museum gestohlen worden war. Sollte dieser Octupus – und das schloß er aus den letzten Worten des Untoten – tatsächlich zum Leben erweckt worden sein?

Unmöglich war nichts, das hatte John oft genug erlebt. Er beschloß, sich so rasch wie möglich auf die Suche nach dem geheimnisvollen Octupus zu machen, ehe dieser Unheil anrichten konnte.

Der Geisterjäger ahnte allerdings nicht, daß sich bereits zwei

Menschen in den Klauen dieses mörderischen Vampirs befanden…

***

Bella Stanfords Erstarrung löste sich. Mit einem irren Schrei auf den Lippen sprang sie auf die Falltür zu, wollte sehen, wer Jim Read in die Tiefe gezerrt hatte.

Dunkelheit gähnte ihr entgegen, schreckliche Geräusche drangen an ihre Ohren.

Stöhnen, Keuchen, Knurren!

Erkennen konnte sie nichts. Nicht einmal schattenhafte Umrisse sah sie, doch die Geräusche brachten sie fast um den Verstand.

»Jim!« Ihre Stimme zitterte, als sie den Namen des Mannes rief. »Bitte, Jim, komm doch zurück…«

Keine Antwort!

Dann ein gurgelndes Geräusch, ein dumpfer Fall.

Stille!

Bella Stanford stand vor dem Rand der Falltür wie angewachsen. Sie schnappte nach Luft, atmete keuchend, und ihre Augen wurden riesengroß vor Entsetzen.

Was spielte sich in der grauenhaften Tiefe ab? Welche Monster lauerten dort? Lebte Jim überhaupt noch?

Bellas Hoffnung verlosch wie eine Kerzenflamme im Wind. Die grausamen Laute, die sie vernommen hatte, sprachen Bände. Jim Read war tot. Daran glaubte sie fest.

Mit zitternden Knien wankte sie zurück. Tränen liefen über ihr geschminktes Gesicht, zogen Rillen in den rötlich schimmernden Puder. Ihre Umgebung nahm sie nur verschwommen wahr. In großen Wolken drang der feuchte Nebel in das Gemäuer.

Und mit ihm kamen die Maskierten.

Lautlos wie Katzen schlichen sie in das verfallene Haus.

Drei waren es insgesamt. Sie verteilten sich an der Tür, starrten aus glühenden Augen auf den gebeugten Rücken der Frau, die sich ihnen Schritt für Schritt näherte und nicht ahnte, wer hinter ihr stand.

Dann legten sich zwei Hände auf ihre Schultern.

Für den Bruchteil einer Sekunde versteifte sich die Frau, wirbelte danach wie ein Kreisel herum.

Die Vampire starrten sie an!

Gräßliche Mäuler verzogen sich zu einem triumphierenden Lächeln. Nadelspitze Vampirzähne wurden gebleckt, fauchender Atem flog der armen Frau entgegen.

Bella bewegte die Lippen. Hilflos schüttelte sie den Kopf. Sie glaubte kaum, was sie mit ihren eigenen Augen zu sehen bekam. Die Panik, die Angst – sie schossen wie eine heiße Lohe in ihr hoch.

In einer instinktiven Bewegung wollte sie sich losreißen, doch die

Hände der Maskierten waren wie Klammern.
Eisern hielten sie fest.
Bella spürte die sechs Klauen an ihrem Körper. Die Kälte drang selbst durch den Mantel. Es war keine natürliche Kälte, sondern eine, die aus den Tiefen eines Grabes stammte.
Bella begann zu schreien. »Was wollt ihr von mir? Laßt mich los, ihr verdammten Höllengeschöpfe! Ihr Bestien, ihr…«
Ein Schlag unterbrach ihr Schreien. Bellas Knie gaben nach. Sie wäre zu Boden gefallen, hätten sie die Maskierten nicht festgehalten. Sie schleiften Bella zum Rand der Falltür.
»Bitte nicht!« flehte sie. »Bitte… ich…«
Die Maskierten kannten kein Pardon. Dicht vor der Falltür blieben sie stehen.
Bella Stanford starrte in die dunkle Tiefe. Still war es dort unten.
Jeden Moment erwartete sie, von den Ungeheuern in das Loch gestoßen zu werden.
Das geschah nicht.
Die Zeit verrann.
Sekunden dehnten sich zu Minuten. Sie wurden für Bella Stanford zu einer grausamen Qual.
Was hatten die Vampire mit ihr vor? Weshalb warteten sie noch? Warum stießen sie nicht endlich zu?
Sie ließen sich Zeit, verlängerten Bellas Qual.
Und dann, nach einer ihr unglaublich lang erscheinenden Zeitspanne, vernahm Bella ein Geräusch aus der dunklen Tiefe des Kellers.
Schlurfende Schritte, dann ein hohles Lachen.
Bella begann wieder zu zittern. Kam jetzt der Schreckliche, um sie zu holen? War es der Satan sogar persönlich, der sie mit in die Hölle ziehen wollte? Welche Gefahr lauerte dort unten? Bella fielen in diesen Augenblicken wieder die Geschichten ihrer Kindheit ein. Sie dachte an all die Märchen und Sagen, die ihre Mutter erzählt hatte, und in denen es von Monstern und Vampiren nur so wimmelte.
Gebannt starrte Bella in die Finsternis.
Ein heller Fleck wurde sichtbar.
Ein Gesicht.
Das eines Mannes.
»Jim…«, stöhnte die Frau. »Jim, ich…«
Jim Read kam. Seine Hände packten den Lukenrand. Die Vampire zogen Bella etwas zurück, damit der Mann aus dem Loch klettern konnte. Gewandt zog er sich hoch, schwang die Beine über den Rand und stand.
»Jimmy!« flüsterte Bella. »Jimmy, du lebst?« Ungläubiges Staunen breitete sich auf dem Gesicht der Frau aus. Sie konnte ihr Glück einfach nicht fassen.

Die Maskierten ließen sie los.
Bella blieb auf den Beinen, sah ihrem Jimmy entgegen.
Jimmy streckte die Arme aus. Er lächelte. Und während sich die Lippen verzogen, entblößte er zwei gekrümmte dolchartige Vampirzähne.

***

Überglücklich fielen sich Gloria Dawson und Tom Harris in die Arme. Beide konnten es kaum fassen, gerettet zu sein. Gloria stammelte sinnlose Worte und bedeckte das Gesicht ihres Freundes mit heißen Küssen.
John Sinclair und Suko standen abseits. Der Geisterjäger rauchte eine Zigarette. Sein Gesicht sah sehr ernst aus.
»Erzähl«, sagte Suko. »Du hast zwar die Kleine gerettet, aber glattgegangen ist doch nicht alles, oder?«
John schüttelte den Kopf. »Der Vampir ist im Sumpf versunken. Bevor er verschwand, hat er noch den Namen Octupus gerufen. Und er hat auch davon gesprochen, daß Octupus sich rächen wird.«
Der Chinese war natürlich eingeweiht. Er zog auch sofort die richtigen Schlüsse. »Dann scheint diese Statue unter Umständen zum Leben erwacht zu sein.«
John nickte heftig. Dabei stieß er den Rauch durch die Nasenlöcher aus. »So ist es.«
»Und wo können wir Octupus finden?« fragte Suko.
»Wenn ich das wüßte.«
»Vielleicht wissen die beiden Bescheid.« Suko zeigte auf das eng umschlungene Paar.
»Glaube ich kaum.«
Tom Harris hatte gesehen, daß John und Suko über ihn und seine Freundin gesprochen hatten. Mit Gloria zusammen ging er auf den Geisterjäger zu. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«
John lächelte. »Vielleicht. Es geht um eine Statue namens Octupus. Sagt Ihnen das etwas?«
»Hm.« Der junge Arzt überlegte. Dann blickte er Gloria an. »Hast du diesen Namen schon einmal gehört?«
»Nein. Wieso?«
»Dieser Octupus muß irgend etwas mit dem Auftauchen der Vampire zu tun haben. Welcher Zusammenhang da besteht, weiß ich nicht.«
»Dann gibt es sicherlich auch eine Verbindung zum Teufelshügel«, antwortete Gloria spontan.
»Teufelshügel?« John zog die Stirn kraus.
»Ja, so heißt das Gelände, auf dem wir stehen. Hier sind früher Menschen hingerichtet worden. Aber etwas Genaueres weiß ich nicht.«

»Kennen Sie denn jemanden, der besser Bescheid weiß?« hakte der Geisterjäger nach.

»Ja, der alte Fletcher. Er ist Küster und hat sich mit der Dorfchronik beschäftigt.«

»Kann man mit ihm reden?« wollte John wissen.

Jetzt mischte sich Tom Harris ein. »Ich schlage vor, wir fahren zurück ins Dorf. Wir können uns ja in meiner Praxis weiter unterhalten. Da kann Fletcher auch hinkommen. Außerdem sind wir dort ungestört.«

John Sinclair war einverstanden. Und auch Suko hatte nichts dagegen.

Gemeinsam gingen sie zu Johns Bentley. Der Wagen bot reichlich Platz für alle.

Tom Harris nahm auf dem Beifahrersitz Platz. »Ich erkläre Ihnen den Weg«, sagte er.

John Sinclair startete. Er war mit dem Verlauf des Falles bisher zufrieden. Der Geisterjäger wäre allerdings weniger ruhig gewesen, wenn er gewußt hätte, was sich hinter dem Rücken der Beteiligten zusammenbraute.

***

»Hallo Bella«, sagte Jim Read. Er streckte seinen rechten Arm aus. Im nächsten Augenblick strichen eiskalte Finger über die linke Wange der Frau.

Unwillkürlich nahm Bella ihren Kopf zurück.

Jim quittierte dies mit einem spöttischen Lächeln. »Angst, kleine Bella?« fragte er flüsternd. »Vor mir?«

Stumm schüttelte Bella Stanford den Kopf. Ihr Körper verkrampfte sich dabei. Sie konnte keinen Blick vom Gesicht ihres Geliebten lösen. Die Haut wirkte seltsam bleich, so, als würde kein Blut mehr durch die Adern fließen. Seine Augen waren tiefer in die Höhlen gerutscht, die häßlichen Vampirzähne standen weit vor.

»Du liebst mich doch, Bella, nicht wahr?«

Bella kostete es Überwindung, zu antworten. »Ja, Jim, ich liebe dich.«

»Dann ist es gut.« Seine Hände umfaßten ihre Wangen. »Komm, Bella«, lockte er, »nimm mich in die Arme. Ich will, daß du mir zeigst, wie sehr du mich liebst. Du tust alles für mich, hast du immer gesagt. Jetzt beweise es.«

Bella Stanford zögerte. Stumm sahen die drei Maskierten dem Schauspiel zu. Gleich mußte Jim Read beweisen, daß er einer der ihren war.

Hart griff er zu, riß die Frau zu sich heran. Bella sah sein Gesicht dicht vor ihren Augen. Dann beugte er den Kopf etwas zur Seite,

suchte ihren Hals.

Bella wurde es schwarz vor Augen. Sie schrie. Alles drehte sich. Sie kam sich vor wie in einem Kreisel, merkte nicht, daß Jim sie zu Boden gleiten ließ und sich über sie beugte. Ihr Schrei brach jäh ab.

Die Tiefe der Ohnmacht hielt Bella Stanford umfangen, und auch als sich die drei maskierten Vampire ihr näherten, spürte sie von alledem nichts.

Sie erwachte zwanzig Minuten später. Ein seltsames Gefühl hatte von ihrem Körper Besitz ergriffen. Es war alles so leicht, sie vermeinte, über dem Boden zu schweben.

Langsam setzte sich Bella Stanford auf.

Jim und die drei Maskierten hatten sie umringt. Sie lächelten, präsentierten ihre Zähne.

Und seltsam, Bella machte der Anblick nichts aus. Es war, als hätte sie schon immer mit ihnen zusammengelebt.

Jim reichte ihr die Hand. Er half ihr beim Aufstehen. Das hatte er sonst nie getan.

Aber jetzt…

Bellas Hand tastete zum Gesicht hoch. Die Finger glitten über das Kinn, fuhren höher, erreichten die Lippen.

Seltsam gespannt war der Oberkiefer. Und plötzlich fühlte Bella die beiden Zähne.

Vampirzähne!

Spitz und leicht gebogen.

Ja, sie war zu einer Untoten geworden. Der Gedanke daran jagte ihr nicht einmal einen Schrecken ein. Im Gegenteil, sie fühlte sich wohl. So wohl, wie nie zuvor in ihrem Leben. Aber etwas anderes hatte von ihr Besitz ergriffen.

Der Hunger nach dem roten Lebenssaft!

Sie brauchte Menschen, um diese Sucht stillen zu können. Und die würde sie bekommen.

Jim Read sprach sie an. »Du bist jetzt Octupus' Geliebte«, sagte er. »Du mußt seinen Befehlen gehorchen, so wie es seine Diener schon vor fünftausend Jahren getan haben.«

Bella nickte. »Ja«, erwiderte sie. »Ich gehorche Octupus. Was soll ich tun?«

»Du wirst mit mir gehen«, sagte Jim.

»Und wohin?«

»Dort, wo auch Menschen sind. Das nächste Dorf heißt Calgary. Wir werden es mit unserem Besuch beehren und alles für Octupus' Heimkehr vorbereiten…«

Bella nickte lächelnd. Sie war zufrieden. Denn in Calgary fand sie, was sie unbedingt brauchte.

Menschen!

***

Die Herdplatte des Kanonenofens glühte, als Gloria Dawson, Tom Harris, John Sinclair und Suko die kleine Arztpraxis betraten.

»Ist das eine Hitze!« stöhnte Suko. Er sprach damit auch John Sinclair aus der Seele.

Tom Harris regulierte die Temperatur des Ofens.

Die Ankömmlinge zogen ihre Mäntel aus. Sie waren ziemlich verschmutzt, außerdem feucht. Die Kleidung wurde in Nähe des Ofens gehängt, wo sie trocknen konnte.

»Am besten, ich hole uns was zu trinken«, sagte Tom Harris.

Alle waren einverstanden, sogar Suko, der eigentlich sehr selten Alkohol trank.

Aus einer Vitrine nahm Tom eine Flasche Whisky und Gläser. Gloria lächelte ihm zu, als sie sah, wie er einschenkte. Das Mädchen hockte mit angewinkelten Beinen in einem alten Ledersessel, hatte die Arme vor der Brust verschränkt und beide Hände auf ihre Schultern gelegt.

»Cheerio. Auf unsere Rettung!«

Der Whisky rann wie flüssige Lavaglut durch die Kehlen. Er weckte die Lebensgeister und breitete wohlige Wärme in den Mägen aus.

John Sinclair stellte sein Glas ab. Er wollte nicht lange herumsitzen, sondern so schnell wie möglich mit dem Küster reden. »Hat dieser Fletcher Telefon?« wandte er sich an Tom Harris.

»Nein. Aber im Pfarrhaus steht ein Apparat.« Tom Harris erhob sich. »Ich hoffe nur, daß Fletcher nicht gerade seine Zeit hat.«

»Wieso?«

Der junge Arzt verhielt neben dem Telefon seinen Schritt. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, der gute Fletcher ist ein Quartalssäufer. Wenn der es in den Kopf kriegt, jagt er sich drei Flaschen Whisky hintereinander durch die Kehle.«

»Und er lebt noch?«

Tom hob die Schultern. »Fragen Sie mich nicht, Mr. Sinclair.« Er nahm den Hörer des schwarzen Telefons auf. Die Nummer wußte er auswendig.

Tom mußte warten. Als es beim achtenmal durchläutete, wurde abgehoben.

»Wer zum Teufel, wagt es, mich mitten in der Nacht aus dem Bett zu holen?« Der Küster sprach so laut, daß alle Anwesenden seine Stimme hören konnten. Und die Worte, die er von sich gab, waren eines Mannes seines Berufsstandes nicht gerade würdig.

Tom Harris unterbrach ihn wütend. »Jetzt hören Sie mir mal einen Moment zu, Fletcher. Wir brauchen Ihre Hilfe.«

»Wann?« tönte es.

»Sofort!«

Wieder folgte eine Schimpfkanonade. Doch als Harris hart blieb,

erklärte sich der Küster bereit zu kommen.

»Und bringen Sie Ihre Unterlagen mit!« rief der Arzt noch in die Sprechmuschel. »Sie wissen ja schon welche.«

Dann legte er auf.

»Ist der Mann immer so schwierig?« erkundigte sich der Geisterjäger amüsiert.

Harris winkte ab. »Und wie. Ist ein komischer Kauz, unser guter Fletcher. Sie werden ihn ja bald kennenlernen.«

***

Fünfzehn Minuten vergingen, da schellte es.

Tom Harris sprang aus seinem Sessel hoch. »Das wird er sein«, sagte er und ging zur Tür.

John und die anderen hörten ihn draußen im Flur sprechen. Dann betrat Fletcher die Praxis.

John hatte Mühe, ein Grinsen zu verbeißen. Selten hatte er einen so kleinen Menschen gesehen. Fletcher war eine Mischung aus Liliputaner und einem normal gewachsenen Mann. Er reichte John Sinclair gerade bis zur Brust.

Fletcher blieb mitten im Raum stehen. Seine übergroße Nase glühte rot. »Was ist denn hier los?« muffelte er. »Versammlung?«

»Setzen Sie sich erst einmal«, meinte der Arzt. »Ich werde Ihnen dann alles erklären.«

»Das hoffe ich auch.« Der Küster nahm Platz. Er war eine Sitzgröße. Im Sessel wirkte er gar nicht mal so klein. Seine Unterlagen, eine dicke Mappe, hatte er auf seinem Schoß drapiert. Mit seinen lustig blinzelnden Augen sah er sich um. »Ich warte, Gentlemen.«

Tom Harris stellte John und Suko vor. Gloria kannte er ja.

Der Küster konnte sich eine Bemerkung nicht verkneifen. »Wenn dein Vater hört, daß du so lange bei einem Mann bist, gibt es Ärger«, prophezeite er. Gleichzeitig schielte er auf die Whiskyflasche. Tom verstand den Blick und kippte einen Dreifachen ein.

Der Küster trank das Glas mit einem Zug leer. »Das tat gut«, sagte er und leckte sich die Lippen. Einen zweiten Schluck bekam er vorerst nicht, dafür mußte er berichten.

Präzise stellte Tom Harris seine Fragen über die Vergangenheit des Ortes. Und er kam auch auf die düstere Zeit zu sprechen, die Calgary heimgesucht hatte.

»Ja«, erzählte der Küster. »Hier sollen tatsächlich einmal vier Vampire gelebt haben. Wie die Chronik berichtet, waren es Brüder. Sie hausten in einem Haus mitten im Sumpf. Es steht heute noch, ist aber verfallen. Sogar die Reste eines alten Räucherturms sind noch vorhanden. Aber jetzt zu den Vampiren. Jahrelang trieben sie ihr Unwesen, terrorisierten die Menschen und setzten sie unter Druck.

Immer wieder verlangten sie nach jungen Mädchen, und sie wurden ihnen auch gebracht. Selbst die Priester hatten keine Chance gegen die verdammten Blutsauger. Sogar Hexenmeister kamen angereist, doch sie mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen, denn immer, wenn es für die Vampire gefährlich wurde, verschwanden sie im Moor. Sie kannten dort jeden Weg und Steg.«

John unterbrach den Küster. »Woher kamen die Vampire?«

»Der Sage nach aus einem anderen Erdteil. Aus Ägypten. Aber wie gesagt, das erzählt die Legende. Ob es stimmt, weiß ich nicht. Angeblich sollen sie dort einem großen Dämon gedient haben, dessen Namen ich allerdings nicht kenne.«

»Wie sind die Vampire umgekommen?« fragte John.

»Gar nicht. Sie waren auf einmal verschwunden. Es hieß, daß sie sich ihre Gräber auf dem Teufelshügel gesucht hätten, denn der Flecken Erde war ein Ort des Bösen. Dort wurden Verbrecher und Mörder gehenkt, deren schwarze Seelen anschließend immer noch herumspukten. Aber das ist Legende, wie meines Erachtens auch die Existenz der Vampire.«

»Ist überliefert worden, wie sie aussehen?«

»Ja. Sie trugen rote Halbmasken!«

Gloria schrie auf. »Das sind sie, mein Gott!«

Der Küster drehte den Kopf. »Was sagst du da? Wer sind sie?«

»Nichts, nichts«, unterbrach John den Mann. »Erzählen Sie ruhig weiter. Die Masken – hatten sie irgendeine Bedeutung?«

»Und ob. Man sagte den Vampiren nach, daß dieser Dämon damals im alten Ägypten ihnen die Hirnschale samt Inhalt entfernt habe, um die Untoten in seine Abhängigkeit zu bringen. Sie mußten schrecklich ausgesehen haben. Deshalb auch die Masken.« Der Küster grinste. »Bekomme ich noch einen Schluck?«

Tom Harris erbarmte sich. Er kippte Fletcher das Glas wieder voll. Abermals leerte er es in einem Zug. »Wenn Sie Details haben wollen, dann müßte ich in meinem Buch nachlesen. Dort habe ich sogar Aussagen verewigt. Meine Vorgänger haben vieles aufgeschrieben, was heute in Vergessenheit geraten ist.«

»Mich wunderte es nur, daß die Vampire so einfach aufgegeben haben«, sagte John.

Der Küster schüttelte den Kopf. Die wenigen grauen Haare flogen dabei hin und her. »Sie haben nicht einfach aufgegeben.«

»Wieso?«

»Die Menschen aus der Gegend hatten Mut gefaßt. Sie rotteten sich zusammen. Ihr Anführer war Sir William Fletcher, einer meiner Vorgänger. Er war Bischof und Edelmann zugleich, sehr gottesfürchtig, aber auch sehr streng. Er hatte sich schon als Inquisitor einen Namen gemacht. Die Leute verehrten und fürchteten ihn. Ihm

war diese Plage schließlich zuviel. Mit den Glaubensbrüdern aus dem Kloster St. Charles machte er Jagd auf die Blutsauger. Sie legten einen Ring um den Sumpf. Einheimische Führer drangen schwer bewaffnet in das Moor vor. Sie trugen Knoblauchkränze um ihre Hälse, hielten zugespitzte Eichenpflöcke in den Händen und hetzten die Blutsauger. Aber die waren nicht mehr aufzutreiben. Wie vom Erdboden verschluckt. Zwei Tage und zwei Nächte haben die mutigen Männer gesucht und nichts gefunden. Hinterher hieß es dann, die Blutsauger wären im Sumpf versunken. Aber daran glaubte keiner so recht. Andere wiederum meinten, die Vampire hätten sich selbst in ihre Gräber verkrochen. Und zwar unter der unheiligen Erde des Teufelshügels. Diese Version erscheint mir wahrscheinlicher zu sein.«

Der Küster ließ wieder einmal seine Zunge über die Lippen gleiten. Dr. Harris verstand das Zeichen. Er goß das Glas voll!

Ein Schluck, und weg war der Whisky.

»Danach wurde der Galgen auf dem Teufelshügel zerstört«, sagte John, »oder irre ich mich da?«

»Nein, Sie irren sich nicht, Mister. Aber seit der Zeit ist der Teufelshügel verflucht. Da wagt sich kaum einer mehr hin. Höchstens die Kinder, wenn sie Mutproben ablegen wollen.«

»Ist denn in der Zwischenzeit wieder etwas über die Vampire bekannt geworden?« erkundigte sich der Geisterjäger.

Der Küster schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Gott bewahre. Bisher nicht.«

»Was ist denn mit diesem verfallenen Haus los, von dem Sie uns berichtet haben? Kann man da hingehen?«

Der Küster nickte eifrig. »Aber sicher, Mister Sinclair. Sie können das verfallene Haus sogar sehr leicht finden. Ganz in der Nähe steht ein altes Schild mit der Aufschrift Umleitung. Sie brauchen dann nur noch geradeaus zu fahren.«

John Sinclair und Suko warfen sich einen bezeichnenden Blick zu. Beide dachten wohl dasselbe. Daß das Ziel dieses Jim Read sicherlich das alte Gemäuer gewesen war. John war sicher, daß er dort das Rätsel des Falles lösen konnte.

»Haben Sie sonst noch Fragen?« wollte der Küster wissen.

»Nein. Eigentlich nicht.« Tom Harris gab die Antwort. »Oder Sie, Mr. Sinclair?«

»Auch nicht, danke.«

Der Küster schnitt eine Grimasse, was bei ihm noch ulkiger aussah als bei anderen Menschen. »Sie haben mich ja nun mitten in der Nacht hergeholt und Ihre Fragen gestellt. Darf ich wenigstens wissen, was das alles zu bedeuten hat?«

Auffordernd blickte er seine vier Gesprächspartner an.

Tom Harris senkte den Kopf. Gloria Dawson sah in eine andere

Richtung, und Suko fing an zu grinsen. Jeder verließ sich auf John Sinclair.

John formulierte seine Antwort vorsichtig. »Mr. Fletcher, es könnte durchaus sein, daß an diesen alten Geschichten etwas Wahres dran ist. Daß die Vampire tatsächlich existiert haben.«

Der kleine Mann federte aus dem alten Sessel hoch, so daß die Sprungfedern quietschend protestierten. »Wollen Sie damit sagen, daß die verfluchten Vampire zurückgekommen sind?«

»Das habe ich nie behauptet!« wehrte John ab. Er wollte nicht unnötig die Pferde scheu machen.

Doch der Küster ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen. »Doch, doch, Mister Sinclair, ich habe Sie schon verstanden. Sie und Ihr gelber Begleiter sind aus London gekommen. Ich habe es an der Nummer Ihres Wagens erkannt. Sind Sie Exorzist?«

»Das bin ich nicht, Mister Fletcher.«

»Aber Sie haben mit Vampiren zu tun. Geben Sie es zu!«

Tom Harris mischte sich ein. »Jetzt ist es aber genug, Mister Fletcher«, sagte er. »Sie sind Gast in meinem Haus. Bitte benehmen Sie sich auch so.«

»Ha!« schrie der Küster. »Sie haben gut reden, Sie Knochenflicker! Wäre ich doch nicht gekommen.« Er raufte sich wütend seine Haare und sah dabei aus wie Rumpelstilzchen beim Veitstanz.

»Meinen Mantel, rasch. Ich will dieses Haus so schnell wie möglich verlassen. Hier ist es nicht geheuer.« Er lief in die schmale Diele, warf seinen Mantel über die Schulter, und Sekunden später wurde die Tür zugeschlagen. Die Zurückgebliebenen hörten nur noch, wie der Küster etwas rief, das sich wie Teufelspack und Geisterspuk anhörte.

John Sinclair deutete auf den Tisch. »Jetzt hat er sein Buch vergessen.«

Tom Harris winkte ab. »Ich werde es ihm morgen bringen.« Er atmete tief ein. »Well, Mr. Sinclair, Sie haben gehört, was sich alles zugetragen hat. Was wollen Sie nun unternehmen?«

Nachdenklich legte John seinen Zeigefinger an das Kinn. »Ich muß ehrlich zugeben, daß mich die Ausführungen des Küsters beeindruckt haben. Vor allen Dingen das von ihm erwähnte Gemäuer spukt in meinem Kopf herum.«

»Sie wollen hin?«

»Natürlich, Doc.«

»Und wann, wenn ich fragen darf?«

Suko gab die Antwort. Er erhob sich aus seinem Sessel. »Wenn es geht, so rasch wie möglich.«

***

Fluchtartig verließ Fletcher das Haus. Obwohl er ein gottesfürchtiger

Mann war, hatte er auf einmal schreckliche Angst bekommen. Das Gespräch mit diesem Mann aus London hatte ihn aufgewühlt, sein Weltbild war zusammengebrochen.

In panischer Angst hetzte er durch den kleinen Vorgarten. Sein Mantel wehte hinter ihm her wie eine Fahne.

Jetzt, gegen Mitternacht, schien der Nebel noch dichter geworden zu sein. Als graue Wand stand er über der schmalen Dorfstraße. Die alten Häuser auf der gegenüberliegenden Seite waren kaum zu erkennen.

»Teufelsspuk, Höllentanz!« keuchte der Küster. Immer wieder schlug er Kreuzzeichen. Er wollte so rasch wie möglich zurück in die Kirche. Nur dort fühlte er sich sicher.

Der Pfarrer war nicht da. Der Bischof hatte ihn für drei Tage abberufen. Worum es da ging, wußte der Küster nicht. Ihm war es auch egal. Für ihn zählte nur, daß er endlich ins Pfarrhaus kam.

Mit gebeugtem Körper und eingezogenem Kopf rannte er über die Straße. Knochenhart war der Boden gefroren. Die Dorfstraße war nicht asphaltiert. Bei Tauwetter würde sie sich in eine gewaltige Schlammbahn verwandeln.

Kein Mensch befand sich auf der Straße. Wie ein Schemen lief der einsame Küster auf das Pfarrhaus zu. Er hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als er die beiden hellen Augen aus der Nebelsuppe auftauchen sah.

Ein Wagen fuhr durch den Ort!

Der Küster blieb stehen. Sicherheitshalber trat er einige Schritte zur Seite. Er wollte dem heranfahrenden Wagen nicht im Wege stehen.

Fletchers Gedanken jagten sich. Wer war so verrückt und fuhr um diese Zeit noch durch ein Dorf wie Calgary? Fremde, die sich verirrt hatten?

Der Wagen kam näher. Die hellen Scheinwerferaugen wurden etwas größer. An ihren Rändern zerfaserter die Nebelstreifen zu grotesken Figuren.

Geisterhaft schob sich die Karosserie aus der Nebelwand. Der Küster identifizierte die Automarke. Es war ein Rover.

Der Wagen stoppte.

Direkt neben Fletcher.

Der Küster erkannte zwei Personen im Innern des Wagens. Hatten sie ihn trotz des Nebels gesehen?

Eine Fensterscheibe wurde heruntergekurbelt. Der Küster blickte in das Gesicht einer ihm fremden Frau.

Sie lächelte.

Der Mann hinter dem Lenkrad hatte den Kopf gedreht. Über die Schulter der Frau hinweg blickte er den Küster an.

»Was… was kann ich für Sie tun?« erkundigte sich Fletcher. Er stellte die Frage entgegen seiner Überzeugung. Er wäre am liebsten

weggelaufen.

Die Frau – sie hatte ein bleiches, aber auch verlebt aussehendes Gesicht – deutete so etwas wie ein Lächeln an. »Warum kommen Sie nicht näher, Mister?« lockte sie.

Fletcher ging auf die Frage nicht ein. »Haben Sie sich verfahren?« wollte er wissen.

»So ungefähr«, lautete die Antwort. »Wir brauchen einen…«

In diesem Augenblick stieß der Mann neben ihr einen Zischlaut aus. Die Frau verstand. Wuchtig drückte sie die Tür auf. Sie schleuderte herum und prallte mit der Kante gegen den Küster, der sich nicht rechtzeitig genug in Sicherheit bringen konnte.

Fletcher wurde gegen einen Zaum geworfen. Er ruderte mit den Armen und sah, daß die Frau aus dem Wagen sprang.

Jetzt kannte Bella Stanford keine Hemmungen mehr!

Sie bleckte ihr Gebiß.

Mörderische Vampirzähne wurden sichtbar.

Der Küster sah die Hauer, und der heiße Schreck schoß durch seine Adern. Riesengroß wurden seine Augen. Das Entsetzen bannte ihn auf dem Fleck.

Vor ihm stand eine Untote. Der Mann aus London hatte recht gehabt. Es gab sie also doch.

Und sie kam näher, breitete die Arme aus, als wollte sie den armen Küster umfangen.

»Nimm ihn!« rief der Mann im Wagen. »Denk an Octupus! Breite die Saat des Bösen aus!«

Die Saat des Bösen! Wie Hammerschläge dröhnten die Worte im Hirn des Küsters nach.

Die Frau stieß ein raubtierhaftes Knurren aus. Sie überragte den kleinen Küster, würde spielend mit ihm fertig werden.

Und sie griff zu.

Ehe Fletcher sich versah, hatten würgende Klauen seinen Hals umpackt und drückten unbarmherzig zu. Die Absicht der Untoten lag auf der Hand. Sie wollte den Küster bewußtlos machen, um sich anschließend mit ihm beschäftigen zu können.

Doch Fletcher kämpfte. Obwohl er keine Luft bekam und auch nicht schreien konnte, schlug er um sich wie ein Wilder.

Die Untote war von dem Widerstand des Mannes überrascht. Nur mit großer Mühe hielt sie ihn noch gepackt.

»Jim!« kreischte sie. »Jim! Hilf mir!«

Jim Read hechtete aus dem Wagen. Er wollte seiner Geliebten zu Hilfe eilen.

Im gleichen Moment brach der Zaun. Das alte Holz hatte dem Druck der Körper nicht standgehalten. Der Küster und die Untote fielen aufeinander.

Der Würgegriff um Fletchers Hals lockerte sich. Er bekam wieder Luft, warf seinen Kopf hin und her, saugte pfeifend den Sauerstoff in die Lungen.

Die Hände der Frau suchten abermals seine Kehle, doch Fletcher konnte sich zur Seite drehen, und die spitzen Krallen der Untoten verfehlten die Kehle, drangen dafür in den Stoff der Kleidung und fetzten ihn auf.

Der Küster setzte zu einem gellenden Hilfeschrei an.

Da geschah es.

Blank lag das Kreuz auf seiner Brust. Es war ein altes Erbstück, aus schwerem Silber gegossen und sehr wertvoll.

Die Blicke der beiden Untoten trafen das christliche Symbol.

Auf sie wirkte es wie ein Schock.

Schreiend sprangen sie zurück, hielten die Hände vor ihre Augen gepreßt, jammerten und klagten. Dieser Anblick bereitete ihnen körperliche Schmerzen, führte bei ihnen zu einer höllischen Qual.

Der Küster nutzte die Chance. So rasch es ging rappelte er sich hoch. Und dann rannte er. Er lief so schnell er konnte. Seine kleinen Beine schienen den Boden kaum zu berühren. Weit hatte er den Mund aufgerissen. Als Wolke stand der Atem vor seinen Lippen.

Weg! Nur weg!

Er schaffte es. Fletcher erreichte den kleinen Vorplatz an der Kirche, lief um ihn herum, warf die schmiedeeiserne Seitenpforte auf und spurtete auf das Pfarrhaus zu.

Hart knallte der Küster die schwere Holztür ins Schloß.

Mit keuchenden Lungen blieb er sekundenlang stehen. Die grausamen Erlebnisse schwirrten in seinem Hirn herum. Er hatte den Schrecken noch längst nicht verdaut.

Wenn nur der Pfarrer da gewesen wäre. Er hätte sicherlich gewußt, was zu tun war.

Und da fiel Fletcher ein, was ihm der Pfarrer einmal gesagt hatte. Wenn Gefahr drohte, dann sollte er kurzerhand die Glocken läuten.

Der Küster setzte den Gedanken sofort in die Tat um. Wenn die Glocken erklangen, würden die Menschen zum Kirchplatz gelaufen kommen, um zu hören, was los war.

Die kleine Kirche besaß keine elektrische Läutanlage. Der Küster mußte die Glocken noch mit der Hand bedienen.

Über eine Wendeltreppe rannte er hoch in den Kirchturm. Nur schwach war der Raum ausgeleuchtet.

Fletcher packte das Glockenseil. All seine Kraft legte er in den Zug.

Wenig später dröhnten die beiden Glocken. Rhythmisch schlugen die Klöppel gegen das Gußmetall.

Und über dem verschlafenen Dorf schwebte als Alarmsignal der Klang der schweren Kirchenglocken…

***

Tom Harris blickte John Sinclair grinsend an. »Den Knaben haben Sie aber geschockt.«

John hob die Schultern. »Ich sah keinen anderen Weg. Daß es die Vampire tatsächlich gibt, haben wir ja nun erlebt.«

Der Arzt ließ sich kopfschüttelnd in einen Sessel fallen. Gloria legte ihre Hand auf seinen Arm, und Tom lächelte ihr zu. Dann wurde seine Miene wieder ernst. »Im ersten Augenblick habe ich ja gedacht, hier wären nur Spinner. Mein Gott, ich habe mich immer für einen aufgeklärten Menschen gehalten, für einen Naturwissenschaftler, den nichts erschüttern konnte, wenn Sie so wollen. Nun sind alle meine Theorien über den Haufen geworfen worden. Fassen kann ich es immer noch nicht.«

Der Geisterjäger winkte ab. »Mit der Zeit gewöhnen Sie sich an alles, Doc.«

John Sinclair stand auf. Er nahm seinen gefütterten Burberry und schlüpfte hinein. Suko zog seine wattierte Jacke über.

Tom Harris brachte die beiden Männer zur Tür. Er streckte John und Suko noch einmal die Hand entgegen. »Ich wünsche Ihnen viel Glück. Hoffentlich…«

Der Arzt sprach nicht mehr weiter. Er, John Sinclair und auch Suko vernahmen das Glockengeläut, das dumpf und wie auf unsichtbaren Schwingen getragen durch den Ort rollte.

»Was ist das?« flüsterte Tom Harris. Bestürzt sah er seine Gäste an.

Der Geisterjäger zog die Tür auf.

Noch immer wogte der Nebel dick wie Milchsuppe. Aber das Läuten hatte nicht nur John Sinclair und seine Freunde erschreckt, sondern auch die Einwohner des Ortes aus den Betten gescheucht.

Hinter den mit Eisblumen bedeckten Scheiben der Häuser sah John den milchigen Schimmer der Lampen. Türen klappten, Rufe brandeten auf.

Alles hörte sich an wie durch einen Schalldämpfer gefiltert.

Suko, Tom Harris und auch Gloria drängten nach draußen. Der Arzt legte schützend seinen Arm um Glorias Schultern.

Noch immer läuteten die Glocken.

»Wir müssen zur Kirche!« rief Tom Harris. »Das ist sicherlich Fletcher, der dort die Glocken läuten läßt. Aber warum?«

»Angst vor den Vampiren«, erwiderte der Geisterjäger. Er stieß Suko an. »Los, komm mit.«

Die beiden Freunde begannen zu laufen. Inzwischen hatten die meisten Einwohner ihre Häuser verlassen. Aufgeregt redend liefen sie auf der Hauptstraße entlang der kleinen Kirche zu.

Manche Menschen trugen Fackeln, andere hatten sich Taschenlampen geholt.

Die Lichtpunkte der Lampen tanzten wie Leuchtkäfer auf und nieder. John vernahm Gesprächsfetzen, die vor allen Dingen Ratlosigkeit auszeichnete.

Normalerweise läuteten die Glocken nur zum Kirchgang oder aber bei Katastrophenfällen. Sichtbar schien das letzte Ereignis nicht eingetroffen zu sein. Deshalb die Ratlosigkeit unter den Menschen.

John Sinclair und Suko erreichten den Kirchplatz mit als erste. Sie hatten ihn kaum betreten, als das Glockengeläut verstummte.

Plötzlich war Tom Harris neben John. Aufgeregt tippte der junge Arzt dem Oberinspektor auf die Schulter. »Ich habe einen Wagen gesehen«, berichtete er. »Londoner Kennzeichen!«

»Wo?«

»Hier auf der Dorfstraße. Es war ein Rover!«

»Dann sind die beiden in Calgary«, sagte Suko.

Tom Harris nickte. »Das glaube ich auch.« Er warf einen Blick auf Gloria, die sich fest bei ihm eingehakt hatte. »Was machen wir jetzt? Warum hat der Küster die Glocken geläutet?«

John deutete auf die Kirchentür. »Wir werden es gleich erfahren.«

Das Portal wurde aufgezogen. Trüber Lichtschein sickerte aus dem Innern des Kirchenschiffs. Unter dem Türbogen stand der Küster. Er legte seine Hände als Trichter gegen den Mund und rief mit lauter Stimme: »Kommt alle her! Kommt in die Kirche! Es ist etwas Schreckliches geschehen!«

Auf dem kleinen Kirchplatz stauten sich inzwischen die Menschen. Ratlosigkeit, Angst und Bestürzung zeichneten ihre Gesichter.

John Sinclair schlug mit der rechten Faust auf seinen linken flachen Handteller. »Der Kerl macht uns noch alle Leute verrückt!« schimpfte er.

Ehe die anderen reagierten, lief der Geisterjäger los.

Fletcher sah ihn erschreckt an und wurde regelrecht blaß, als John ihn am Kragen der Jacke packte und in die Kirche drängte. »Sind Sie wahnsinnig?« zischte der Geisterjäger. »Sie können doch nicht mitten in der Nacht Land und Leute verrückt machen!«

»Sie haben gut reden, Mann!« greinte der Küster. »Ich habe sie selbst gesehen.«

»Wen haben Sie gesehen?«

»Die Vampire!«

»Die roten Masken?«

Fletcher schüttelte den Kopf. »Nein, andere. Sie saßen in einem Wagen aus London. Das Fahrzeug hat neben mir gehalten, dann ist die Tür aufgeflogen, eine Frau ist herausgesprungen und wollte mich in den Hals beißen. Hier, das…« Er deutete auf sein Silberkreuz. »Das hat mich gerettet.«

John konnte keine weiteren Fragen mehr stellen, denn die ersten

Einwohner drängten in die Kirche.
Fragen stürmten auf den Küster ein. Der Geisterjäger zog sich zurück. Er ließ die Menschen vorgehen, blieb selbst vorerst nur Beobachter.
Das Kirchenschiff war ziemlich klein. John sah nur einen Altar. Ein großes Holzkreuz hing darüber an der Wand. Vier Säulen stützten die Decke. Sie war mit Szenen und Figuren aus der Kirchengeschichte bemalt.
Suko kam und zog den Geisterjäger ein Stück zur Seite. »Der Küster macht die Menschen noch verrückt!« sagte er. »Ausgerechnet das können wir nicht brauchen.«
John Sinclair war Sukos Meinung. Mit leiser Stimme berichtete er dem Chinesen, was ihm Fletcher mitgeteilt hatte.
Sukos Gesicht nahm einen zerknirschten Ausdruck an. »Wir hätten verhindern können, daß Bella Stanford und Jim Read zu Vampiren geworden sind.«
»Ich weiß.« Der Geisterjäger fuhr sich über die von der Kälte spröde gewordenen Lippen. »Leider haben wir es nicht gewußt.«
Der Chinese wechselte das Thema. »Mir scheint, es sind sämtliche Einwohner versammelt. Das Dorf müßte leer sein.«
»Du irrst.«
»Wieso?«
»Siehst du hier Kinder?«
»Ver…« Suko schluckte im letzten Augenblick die Buchstaben herunter, da ihm einfiel, daß er sich in einer Kirche befand. Seine Blicke glitten über die Anwesenden. Die Bewohner drängten in die Bänke. Der Küster stand vor dem Altar. Er hatte beide Arme erhoben und bat sich Ruhe aus.
»Ein paar Kinder sind anwesend«, meinte John leise. »Aber in diesem Dorf werden noch mehr als ein halbes Dutzend von ihnen leben.«
»Das glaube ich auch.« Suko atmete tief ein. »Warum stehen wir hier eigentlich noch?«
Zwei Sekunden später waren der Geisterjäger und Suko verschwunden. Auf sie wartete eine Aufgabe, um die sie keiner beneidete…

***

Mitternacht!
Keine Glocke läutete die Tageswende ein, keine Uhr schlug. Nahezu totenstill war es in dem kleinen Ort. Das gefallene Thermometer zeigte an, daß es noch kälter werden würde. Die Welt schien regelrecht eingefroren zu sein.
Bella Stanford und Jim Read machte die Kälte nichts. Sie sahen zwar aus wie normale Menschen, doch sie fühlten längst nicht mehr so. Für sie gab es nicht heiß oder kalt, es existierten keinerlei menschliche

Gefühle mehr – es gab nur noch die Gier.

Das war die Antriebsfeder der Untoten. Die Gier nach frischem Menschenblut. Und die Untoten setzten alles daran, ihre Opfer zu bekommen.

Das erste war ihnen entwischt. Eine Hölle tobte in ihnen. Sie hatten sich verstecken müssen und hockten jetzt in einem verfallenen Schuppen abseits der Straße.

Sie sahen in der Dunkelheit wie ein normaler Mensch bei Tageslicht aus. Nur der Nebel machte auch ihnen Schwierigkeiten. Er hatte aber auch seine Vorteile.

Sie konnten nicht so leicht entdeckt werden, konnten sich an ihre Opfer heranschleichen und blitzschnell zuschlagen.

»Die Menschen sind alle in dieser verfluchten Kirche!« zischte Bella Stanford. »Wir kommen an keinen mehr heran.«

Jim Read winkte ab. »Alle werden sie nicht dort hingelaufen sein.«

»Sollen wir jedes Haus einzeln durchsuchen?«

In Jims Augen leuchtete es fanatisch.

»Warum nicht. Wer weiß, welche Überraschungen wir dabei noch erleben.« Der Vampir rieb sich die Hände. »Worauf warten wir noch. Das mit dem Küster war Pech. Wir werden es den Dörflern schon zeigen.«

Bella nickte entschlossen. Sie wollte den Schuppen schon verlassen, als sie Schritte hörte.

»Da kommt jemand.«

Links und rechts der schiefen Tür preßten sich die beiden Vampire gegen die Wand.

Schritte – kaum zu hören – näherten sich. Dann ein schleifendes Geräusch, das vor der Tür verstummte. Dafür flüsternde Stimmen.

Bella und Jim warfen sich einen bezeichnenden Blick zu. Sie zogen ihre Lippen zurück, und die Zähne standen weit über den Oberkiefer hervor.

Jemand klopfte gegen das Holz.

»Kommt raus, wir wissen, daß ihr hier seid.«

Der Sprecher wartete die Antwort erst gar nicht ab, sondern öffnete die Tür.

Jim – schon mitten in der Angriffsbewegung – stockte. Er hatte einen der Maskierten erkannt. Hinter ihm sah er die beiden anderen stehen.

»Was ist los?« erkundigte sich Jim. »Was wollt ihr?«

Die maskierten Blutsauger drängten in den Schuppen. Verschwörend blickten sie Jim und Bella an.

Der Sprecher, der auch geklopft hatte, sagte: »Es ist für uns gefährlich geworden. Ein Vampirjäger befindet sich im Ort!«

Bella trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Die Nachricht hatte sie getroffen.

»Wer ist es?« hauchte sie.
»Wir kennen ihn nicht. Er hat einen unserer Brüder bis in den Sumpf verfolgt. Dabei hat er ein Mädchen gerettet, und unser Bruder ist im Moor versunken. Ich habe diesen Fremden noch weiter beobachten können. Er ist nicht allein. Ein weiterer für uns gefährlicher Mann ist bei ihm. Ich merke so etwas sofort.«
»Wie sieht der Mann aus?« wollte Jim Read wissen.
Der Maskierte beschrieb John Sinclair zuerst.
Plötzlich schrie Bella auf. »Das ist er. Dieser Sinclair. Er hat uns am heutigen Morgen besucht. Er ist von Scotland Yard und hat sich für die Statue interessiert.«
Der Maskierte ballte die Hände. »Dann seid ihr Schuld, daß er im Ort ist.«
»Wieso?« fragte Jim.
»Weil Sinclair euch gefolgt ist.«
Bella stieß ihren Freund an. »Natürlich, Jim, das kann gut möglich sein. Wir haben doch hin und wieder ein Scheinwerferpaar hinter uns gesehen. Und auch, als wir von der Hauptstraße abgebogen sind. Wir waren eben zu sorglos.«
Read schwieg.
Der Maskierte begann wieder zu sprechen. »Das spielt jetzt alles keine Rolle mehr. Bevor wir Octupus' Auftrag ausführen, müssen wir diesen Mann und auch seinen Freund ausschalten. Wir werden ihm den Vampirbiß geben, und dann ist auch er verloren. Aber etwas anderes.« Er wechselte das Thema.
»Warum sind die Einwohner alle in die Kirche gelaufen? Kennt ihr den Grund?«
Jim Read nickte. Dann berichtete er von dem mißglückten Überfall auf den Küster und von dem anschließenden Glockengeläut, dessen Klänge jetzt noch in seinen Ohren schmerzten.
Der maskierte Vampir lachte bitter. »Der Küster hat euch das Spiel verdorben. Es ist lächerlich…«
»Er hatte ein geweihtes Kreuz vor der Brust hängen!« warf Bella Stanford ein.
»Das ist jetzt egal. Uns interessiert erst einmal Sinclair und sein Freund. Ihr wißt nicht, wo sie sich aufhalten?«
»Wir haben sie noch nicht zu Gesicht bekommen«, erwiderte Jim Read.
»Vielleicht sind sie in der Kirche?« vermutete Bella.
Der Maskierte schüttelte den Kopf. »Nein, die nicht. Die werden Jagd auf euch machen und natürlich auch auf uns. Aber wir sind fünf, und die anderen sind zu zweit. Es muß uns gelingen, sie in die Enge zu treiben!« Der Maskierte blickte sich um.
Er erntete allgemeines Nicken.

»Dann gehen wir«, sagte er.
»Moment noch.« Jim Read hielt ihn zurück. »Die Häuser sind bestimmt nicht völlig leer. Was ist, wenn wir sie bei der Jagd auf Sinclair durchsuchen?«
In den Augen des Maskierten leuchtete es auf. »Wir nehmen mit, was wir finden«, erwiderte er.
Die Worte klangen wie ein Schwur aus der Hölle!

***

Eingehüllt in dicke Nebelschleier lag das Dorf vor John Sinclair und Suko. Es war eine gespenstische Atmosphäre. Die Leere, die Stille, die Dunkelheit – sie wirkten bedrückend auf einen Menschen. John und Suko hörten nur ihre eigenen Schritte. Sie verließen den Kirchplatz und wandten sich der Dorfstraße zu, die den Ort in zwei Hälften teilte.
Eine schwarze Katze huschte vor ihnen über den Weg.
»Das soll Unglück bringen«, meinte Suko.
»Seit wann bist du abergläubisch?«
»Nach deiner Bekanntschaft bin ich es geworden.« Suko wurde wieder ernst. »Wir gehen zum Wagen?«
»Das hatte ich vor.«
Nebeneinander schritten die beiden Freunde über die menschenleere Straße. Dann sahen sie auch den Rover, der am Fahrbahnrand parkte. Die Fahrertür des Wagens stand offen.
Suko beugte sich in das Innere. »Die scheinen es verflixt eilig gehabt zu haben«, bemerkte er.
Der Geisterjäger stimmte ihm zu. Immer wieder versuchte er, mit seinen Blicken die Nebelwand zu durchdringen. Erfolglos. Es war ihm nicht einmal möglich, auf die andere Straßenseite zu blicken.
Suko tauchte wieder aus dem Wagen. »Ich habe das Gefühl, daß diese Untoten uns beobachten. Wir müssen aufpassen, daß wir nicht in ihre Falle rennen. Komm, gib mir schon mal die Schlüssel. Ich gehe vor.«
Der Geisterjäger reichte Suko das Gewünschte. Während Suko in Richtung Bentley lief, ging John Sinclair mitten auf der Straße weiter. Vorsichtig und nach allen Seiten sichernd.
Der Chinese wollte Johns Einsatzkoffer. Er lag im Kofferraum des Bentley immer parat. In ihm befanden sich die Waffen, die für eine erfolgreiche Dämonenbekämpfung unerläßlich waren.
Zum Beispiel eine mit zugespitzten Eichenbolzen geladene Pistole. Die Waffe schoß mit Druckluft, war nahezu lautlos und die Anfertigung eines Scotland-Yard-Spezialisten.
John Sinclair selbst hatte seine Beretta in die rechte Manteltasche gesteckt.
Yard auf Yard legte er zurück. Er achtete dabei auf jedes Geräusch,

doch der dicke Nebel erstickte jeden Laut schon im Keim.
John rechnete damit, daß alle Augenblicke einer der Blutsauger auftauchen konnte.
Aber nichts geschah.
Der Geisterjäger erreichte den Bentley. Er sah, daß die Kofferraumhaube hochgeklappt war. Ein ungutes Gefühl beschlich den Oberinspektor. John ging schneller.
»Suko?« rief er halblaut.
Keine Antwort.
John erreichte den Wagen, blickte in den Kofferraum. Sein Einsatzkoffer lag unberührt auf dem mit Teppich bedeckten Boden. Er war nicht geöffnet worden.
Dem Geisterjäger wurde es heiß und kalt zur gleichen Zeit. Die Vampire mußten Suko erwartet haben. John machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er den Chinesen hatte allein gehen lassen. Aber jetzt war es für eine Reue zu spät.
John Sinclair überlegte in Sekundenschnelle seine nächsten Schritte.
Als Sukos Versteck kam für ihn eigentlich nur das alte Gemäuer in Frage. John nahm an, daß er dort hingelockt werden sollte, damit die Vampire im Ort freie Bahn hatten.
Wie er die Sache auch drehte und wendete, er saß in einer Zwickmühle.
Ehe er sich überhaupt zu einer Entscheidung durchringen konnte, hörte er den Schrei!

***

Suko öffnete den Kofferraum. In diesem Moment schoß die Untote pfeilschnell hinter dem Bentley hoch. Der Wagen und der Nebel hatten ihr Deckung gegeben.
Wie angewurzelt blieb Suko stehen.
Ein grausames Kichern drang aus dem Mund der Widergängerin. Sie schnellte auf Suko zu, wollte ihm mit einem Biß an die Kehle, um endlich ihren Trieb befriedigen zu können.
Suko packte zu. Er griff die Untote im Sprung, umklammerte ihre Hüften, hob sie hoch und schleuderte sie kraftvoll von sich.
Bella Stanford schrie. Sie überschlug sich in der Luft und krachte hart auf den gefrorenen Boden.
Suko wollte nachstürzen, doch da tauchte hinter ihm Jim Read auf. Der Chinese spürte die Gefahr, kreiselte herum und konnte dem Hieb doch nicht mehr ausweichen.
Read war vorsichtiger gewesen als Bella Stanford. Er hatte sich mit einem Knüppel bewaffnet und zugeschlagen.
Read bekam seine Faust zu spüren. Er überschlug sich fast, so hart war der Schlag. Wie ein Geist verschwand er im Nebel. Hinter sich

hörte Suko Schritte.
Mühsam drehte er sich um.
Die Untote lief weg.
Suko biß die Zähne zusammen. So leicht war er nicht auszuschalten. Er nahm die Verfolgung auf.
Die Untote merkte es, rannte um das Haus herum und war plötzlich verschwunden.
Sekundenlang war der Chinese irritiert. Bis er die kleine Hintertür entdeckte, die spaltbreit offenstand.
Der Chinese drückte die Tür auf.
Er hörte Schritte. Hastige Tritte, die über Treppenstufen nach oben liefen.
Sofort nahm Suko die Verfolgung auf. Das Haus war einstöckig, und nachdem Suko die erste Treppenhälfte überwunden hatte, sah er den schwachen Lichtschimmer.
Der Chinese gelangte in einen Flur. Er war so schmal, daß Suko mit seinen Schultern fast die Wände berührte.
Linker Hand zweigten zwei Türen ab. Aus der letzteren drang der Lichtschein.
Plötzlich hörte Suko den Schrei. So laut, so gellend, wie er noch nie einen vernommen hatte.
Mit zwei Riesenschritten war er an der Tür, stieß sie auf, stürzte in ein kleines Zimmer und blieb wie angewurzelt stehen.
In einem altmodischen Bett lag ein junges Mädchen. Ihr Gesicht war vor Angst und Entsetzen grausam verzerrt.
Weit stand der Mund offen. Und sie schrie immer noch, denn die Untote hielt sie wie eine Stahlklammer gepackt, um im nächsten Moment zum tödlichen Biß anzusetzen…

***

Suko wollte vorspringen und sich auf die Untote werfen, doch ihre eiskalte Stimme hielt ihn zurück.
»Keine Bewegung, oder das Mädchen muß dran glauben!«
Der Chinese gehorchte. Er wußte aus Erfahrung, daß schon der kleinste Vampirbiß eine Infektion bedeuten konnte. Das Blut wurde verseucht, und es mußte dann ausgetauscht werden. Wo sich allerdings das nächste Krankenhaus befand, das war die große Frage.
Bella riß das Mädchen an sich. Es war mit einem gelblich schimmernden langen Nachtgewand bekleidet.
Das Girl hatte aufgehört zu schreien. Nur noch das Gesicht war eine Grimasse der Angst.
»Warum sind Sie nicht mit den anderen in die Kirche gelaufen?« fragte Suko.
Das Girl schüttelte den Kopf. Es hatte rotbraunes Haar, das bis auf

die Schultern fiel.

Der Chinese wiederholte seine Frage. Die Antwort war kaum verständlich.

»… krank… Bein… angebrochen…«

Bella Stanford begann zu kichern. »Pech gehabt, Kleine, und auch du, Chink. Es sind nicht alle in der Kirche. Dir würde ich raten, jetzt aus dem Zimmer zu verschwinden, damit ich mich mit der Kleinen beschäftigen kann. Los, verschwinde.«

Bella Stanford hatte während ihrer letzten Worte den Kopf bewegt. Die Zähne befanden sich nicht mehr so nah am Hals des Mädchens.

Suko erkannte seine Chance sofort.

Die Untote konnte ihn zwar als Chink beschimpfen, sie wußte jedoch nichts von Sukos kämpferischen Qualitäten und von seiner ungeheuren Reaktionsschnelligkeit.

Blitzschnell schlug Suko zu. Seine Handkante traf den Körper, der keine Schmerzen mehr spürte, in Höhe der Hüfte. Der Hieb war so dosiert, daß die Widergängerin von der Bettkante kippte.

Der Chinese hechtete über das Bett hinweg. Er prallte gegen die Untote, die soeben aufstehen wollte. Sukos Körper hielt die Vampirin am Boden fest.

Bella wehrte sich. Sie hob den Kopf an, um Suko mit ihren nadelspitzen Zähnen zu traktieren. Der Chinese drehte sein Gesicht zur Seite und das Höllengeschöpf in den Schwitzkasten.

Die Untote röchelte nach Luft.

Hart riß Suko das Weib hoch. Voller Wut schleuderte er die Furie quer durch den kleinen Raum. Dicht neben dem Fenster prallte Bella gegen die Wand.

Die Frau sah zum Fürchten aus. Wirr fielen ihr die Haare ins Gesicht. Sie hatte die Arme erhoben und leicht angewinkelt, die Finger zu Klauen gekrümmt.

Das Mädchen saß schreckensstarr auf seinem Bett. Es war unfähig, sich zu rühren, denn das, was es zu sehen bekam, ging einfach über seinen Verstand.

Die Untote merkte, daß der Chinese kein leichtes Opfer für sie war. Im Gegenteil, er schien sogar der Überlegenere zu sein. Und deshalb gab es für Bella Stanford nur eins.

Flucht!

Aus dem Stand sprang sie los, wollte auf die Tür zujagen…

Suko schnitt ihr den Weg ab.

Wieder prallten sie zusammen. Diesmal nahm der Chinese das Höllenweib in einen Ringergriff. Plötzlich schwebte Bella Stanford in der Luft. Hoch stemmte Suko sie über seinen Kopf und schleuderte die Strampelnde dann auf das Fenster zu.

Mit Vehemenz durchbrach die Vampirin die Scheibe. Sie riß auch

noch den Rahmen aus der Fassung und verschwand in einem Regen von Glassplittern in der Tiefe.

Einen Herzschlag später stand Suko selbst am Fenster, starrte nach unten auf die wabernde Nebelwand.

Die Untote war inmitten des Vorgartens gelandet. Ein dorniger Strauch hatte seine Zweige in ihre Kleidung gekrallt. Fluchend und schimpfend versuchte sich das Höllenweib zu befreien.

Doch Suko machte nicht nur die Vampirin aus, er sah auch die anderen Gestalten.

Wie Schemen glitten sie über die Straße, näherten sich kreisförmig einem Ziel.

John Sinclair!

***

Obwohl der Schrei in höchster Not ausgestoßen wurde, verlor der Geisterjäger nicht die Nerven.

Er tauchte in den Kofferraum, schloß seinen Koffer auf, ließ den Deckel hochschnappen, nahm die mit Eichenbolzen geladene Pistole heraus und einen silbernen, geweihten Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes besaß.

Dann rammte John die Haube wieder zu.

Er ahnte, was vorgefallen war. Den Vampiren mußte es gelungen sein, irgendein Opfer zu finden. John sah sich in seiner Vermutung bestätigt. Nicht alle Einwohner des Dorfes befanden sich in der Kirche.

Noch immer schrie der Mensch. Der Geisterjäger erkannte nicht einmal, ob es sich dabei um eine männliche oder weibliche Person handelte.

Zwei Waffen hielt er in den Fäusten. Die Beretta in der linken Hand, die Druckluftpistole in der rechten.

Der Nebel machte eine genaue Lokalisierung des Schreis unmöglich. John hatte nur die ungefähre Richtung festgestellt. Und die stammte von der gegenüberliegenden Seite der Straße.

Johns Blicke waren praktisch überall. Und deshalb sah er auch den Schemen, der schräg hinter ihm auftauchte.

Der Geisterjäger drehte sich.

Jim Read stand vor ihm.

Beide wußten sie, was sie voneinander zu halten hatten. Und ihnen war klar, daß sie sich kein Pardon geben würden.

***

»Sinclair!« Jim Read heulte den Namen. »Ich mach dich fertig, ich hole dich zu uns…«

Sein Gesicht war eine schreckliche Fratze. Er hatte die Hauer gebleckt. In seinen Augen glänzte die Gier nach Blut.

Der Geisterjäger blieb eiskalt. Nicht zum erstenmal stand er einem

Vampir gegenüber, und nicht zum erstenmal hatte ihm jemand versprochen, sein Blut auszusaugen.

Doch John schoß nicht. Er wollte Informationen von dem Untoten. »Was habt ihr mit Octupus zu tun?« fragte er. »Welche Rolle spielt er? Und warum tragen deine Freunde Masken?«

Jim Read dachte gar nicht daran, eine Antwort zu geben. John Sinclair vermutete, daß er es selbst nicht wußte.

Dafür griff Jim Read an.

Wild, ungestüm und kraftvoll.

Der Geisterjäger blieb cool bis in die Haarspitzen. Er hob nur leicht die rechte Hand mit der klobigen Druckluftpistole und zog den Abzug nach hinten.

Pfffft, machte es. Es hörte sich komisch an, als der Bolzen mit ungeheurer Geschwindigkeit aus dem Lauf gejagt wurde und dem Untoten dort in die Brust drang, wo das Herz sitzt.

Jim Read stockte mitten in der Bewegung. Sein Kopf sank nach vorn, das Kinn schien ihm auf die Brust zu fallen, die Augen traten aus den Höhlen, und der Mund öffnete sich weit. Beide Hände krallte er gegen das kleine Einschußloch.

Dann gaben die Knie nach. Wie im Zeitraffertempo fiel der Vampir auf die Knie, berührte den Boden und kippte nach vorn. Auf dem Bauch blieb er liegen. Kein Laut drang zwischen seinen Lippen hervor. Still lag er auf der knochenharten Erde.

John versuchte, so gut es ging, die Nebelwand mit seinen Blicken zu durchdringen. Er sah sich nach den Brüdern des toten Vampirs um, konnte jedoch keinen entdecken.

Der Geisterjäger bückte sich und drehte Read auf den Rücken.

Jim Read war endgültig tot. Er verfaulte nicht, da sein höllischer Zustand noch nicht lange angedauert hatte. Auf seinem Gesicht jedoch lag ein glückliches Lächeln. John Sinclair hatte diese Bestie von ihrem Schattendasein erlöst.

John steckte die Bolzenpistole in die Manteltasche. Nur die Beretta behielt er in der Hand.

Er lauschte in die Nebelnacht hinein.

Der Schrei war verstummt.

Schritt für Schritt ging der Geisterjäger auf die Straßenmitte zu. Die Häuser auf der anderen Seite waren kaum zu erkennen. Zum Glück brannte in manchen Wohnungen das Licht. Wäre der Schein nicht gewesen, hätte John überhaupt nichts gesehen.

Zum hundertsten Mal verfluchte er den Nebel. Wenn diese Waschküche nicht gewesen wäre, hätten er und Suko es leichter gehabt.

John Sinclairs Instinkt für die Gefahr hatte sich im Laufe der Jahre phantastisch entwickelt. Auch jetzt meldete sich wieder sein sechster

Sinn. Er spürte die Gefahr förmlich, die im Nebel auf ihn lauerte.

Der Oberinspektor blieb stehen. Langsam drehte er sich um die eigene Achse.

Nichts.

Hatte er sich getäuscht?

Vorsichtig ging der Geisterjäger weiter. Er kam sich vor wie in Watte gepackt. Er sah nichts, hörte nichts, bemerkte nichts.

Und doch…

Die Konturen der Häuser wurden deutlicher. John sah schon die Umrisse der Fenster – und entdeckte die Gestalten.

Schemen! Verschwommen nur. Nicht zu fassen. Sie waren da. Ganz in der Nähe.

John hörte das Lachen. Spöttisch, teuflisch. Jeden Augenblick rechnete er mit einem Angriff. Die Hand mit der Waffe beschrieb einen Kreis. Der Geisterjäger war bereit, sofort zu schießen, wenn er attackiert wurde.

Er fand kein Ziel.

Die Blutsauger waren schlau. Sie zogen sich immer wieder zurück, sobald John sie entdeckt hatte. Dabei wechselten sie gedankenschnell ihre Stellung.

Aus jeder Richtung konnte die überraschende Attacke kommen. John hatte zwar seine Waffen, aber er wurde auch nicht von einem Vampir angegriffen, sondern auf ihn lauerten mehrere.

»Sinclair!« Deutlich hörte er seinen Namen.

Dann eine andere Stimme. »Wir warten auf dein Blut, Sinclair. Octupus wird uns belohnen.«

Kichern…

Der Oberinspektor ließ sich nicht nervös machen. Er hatte die Lippen zusammengepreßt. Sein Gesicht sah aus wie ein Steinbildnis.

Und dann geschah etwas, was die Pläne der Untoten völlig umwarf.

Eine Scheibe splitterte.

Johns Kopf ruckte herum.

Undeutlich erkannte er, wie aus dem Wohnungsfenster eines Hauses direkt vor ihm ein Körper inmitten eines Glasregens geflogen kam und hart in den Vorgarten prallte.

Trotz der kurzen Zeitspanne hatte John den Unbekannten identifiziert.

Es war Bella. Jim Reads Gefährtin!

Wutschreie vor und hinter John. Die Vampire hatten ebenfalls bemerkt, was geschehen war, und sie kannten jetzt keine Rücksicht mehr.

John Sinclair spürte plötzlich, wie etwas Hartes seinen Kopf traf. Wie eine Stichflamme zuckte der Schmerz in seinem Schädel auf. Er fraß sich weiter und mündete in den Schacht der Bewußtlosigkeit.

Der Geisterjäger fiel zu Boden, kippte auf die Seite. Ein Blutfaden rann ihm von der linken Stirn die Wange hinunter und versickerte im Hemdkragen.

Wieder heulten die Vampire auf.

Diesmal triumphierend.

Denn ihr ärgster Feind lag bewußtlos zu ihren Füßen…

***

Plötzlich brach John Sinclair zusammen!

Suko hatte nicht gesehen, was die Ursache dafür war. Alles ging zu schnell.

Der Geisterjäger rollte auf die Seite. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt. Suko glaubte, eine Waffe zwischen den fingern schimmern zu sehen.

Der Chinese vernahm das Geheul der Vampire. Für sie war es der Augenblick des Triumphes. Jetzt konnten sie dem wehrlosen Geisterjäger das Blut aussaugen.

Suko wollte ihnen die Suppe versalzen.

Nicht umsonst war der Chinese eine menschliche Kampfmaschine. Ein Kraftpaket aus stählernen Muskeln. Blitzschnell schätzte Suko die Höhe ab, die er zu überwinden hatte.

Höchstens drei Yards. Für ihn eine Kleinigkeit.

Er kletterte auf die Fensterbank.

Hinter ihm rief das junge Mädchen: »Was haben Sie vor, Mister? Warum wollen Sie aus dem Fenster springen?«

»Später erkläre ich Ihnen alles!« Suko drehte bei seiner Antwort gar nicht den Kopf, sondern sprang.

Er flog durch die nebelverhangene Luft wie weiland Tarzan. Mit ausgebreiteten Armen und einem Kampfschrei auf den Lippen.

Die Vampire wirbelten herum.

Zu spät. Suko landete wie eine Kanonenkugel mitten zwischen ihnen.

John Sinclair lag am Boden und rührte sich nicht. Suko sah den Blutstreifen, der seinem Freund über das Gesicht lief, bekam es mit der Wut zu tun und räumte auf.

Wie Puppen flogen die Blutsauger zurück, da sie jedoch keine Schmerzen verspürten, waren sie wieder schnell auf den Beinen.

Suko hatte sich Luft verschafft. Er besaß genügend Zeit, um John die Beretta aus der Hand zu reißen.

Jetzt wurde es für die Untoten kritisch. Allerdings stand der Nebel auf ihrer Seite. Immer wieder tauchten sie in die graue Suppe und waren nur als huschende Schemen zu sehen.

Der Chinese fand kein Ziel.

Einmal glaubte er einen guten Schußwinkel zu haben und feuerte.

Die Beretta bellte auf. Der dichte Nebel dämpfte die

Schußdetonation, und er trug auch die Schuld, daß die Kugel fehlte.

Hohngelächter war die Antwort.

Der Chinese hatte die Befürchtung, daß ihn ebenfalls ein Stein treffen könnte. Deshalb mußte er versuchen, sich die Untoten einzeln zu schnappen und sie dann ausschalten.

Doch Suko kannte auch das Risiko, daß er dabei einging. Er ließ John Sinclair zwangsläufig wehrlos zurück.

Aber der Geisterjäger war hart im Nehmen. Suko hörte, wie John aufstöhnte und sich bemühte, hochzukommen. Mit den Händen drückte er sich ab, kam auf die Knie und murmelte eine Verwünschung.

»Bist du okay, John?« fragte Suko.

»Ja, zum Teufel! Mein Kopf. Verdammt, die haben mich reingelegt!« John blickte sich um. »Wo sind die Hundesöhne?«

»Untergetaucht!« Suko duckte sich, als ein Stein geflogen kam. Haarscharf flog er über ihn hinweg.

»Jetzt wird's gefährlich, John!«

Das merkte der Oberinspektor selbst, denn er wurde auch wieder beworfen. Ein Stein traf ihn an der Hüfte. John rollte sich zur Seite und zog die Druckluftpistole.

Noch etwas taumelig kam er auf die Füße.

Suko befand sich ein paar Schritte von ihm entfernt. »Wir müssen sie uns einzeln schnappen!« rief er.

»Leichter gesagt als getan!« erwiderte John, »bei diesem verfluchten Nebel… Vorsicht, Suko!«

John schrie die Warnung. Und sie kam gerade noch rechtzeitig.

Wie ein Geist tauchte Bella Stanford hinter dem Chinesen auf. Unbemerkt von ihm hatte sie sich in seinen Rücken geschlichen. Irgendwo hatte sie eine Spitzhacke aufgetrieben. Mit beiden Händen hielt sie die Waffe umklammert, schwang sie jetzt hoch über ihren Kopf und wollte zuschlagen.

Suko tauchte zur Seite weg, entging so dem Schlag und zog den Abzug der Beretta durch.

Er traf die Widergängerin ins Herz.

Es schien, als würde sie ein Stromstoß schütteln. Bella begann zu zittern. Das spitze Werkzeug rutschte ihr aus den Händen, klirrte auf den hartgefrorenen Boden, und zwei Lidschläge später fiel Bella neben die Waffe.

Die Frau war endgültig erlöst worden.

Wutgeheul der anderen war die Antwort. Die Maskierten lauerten immer noch im dichten Nebel, schienen aber trotzdem nah zu sein, da sie den Tod der Untoten mitbekommen hatten.

»Und jetzt die anderen!« schrie Suko.

Die beiden Freunde vergaßen den Vorsatz noch im gleichen

Augenblick. Denn plötzlich begannen die Glocken zu läuten.

Zwar durch den Nebel gedämpft, aber dennoch gut hörbar schwang ihr Klang über das verlassene Dorf. Es war nicht nur das Glockengeläut allein, das John und Suko entgegenströmte.

Beide sahen sie die Lichtpunkte aus dem grauweißen Nebel auftauchen. Die Lichter tanzten hin und her, zerfaserten an ihren Rändern, kamen näher und wurden größer.

John und Suko hörten Gesang, der sogar das Glockengeläut übertönte.

»Das sind die Einwohner«, sagte Suko.

John winkte ab. »Still!« Er lauschte den Gesängen nach. Es waren christliche Choräle, die auch bei Hochämtern gesungen wurden. Die Klänge, die für den gläubigen Menschen erbauend und glorreich zugleich waren, mußten bei den Höllengeschöpfen Schmerzen verursachen.

Vereinzelt hörte John die Schreie und die Flüche der Untoten.

Und sie wurden leiser.

»Die wollen fliehen!« rief Suko.

»Laß sie!« erwiderte John.

»Warum? Solch eine Chance bekommen wir nicht mehr wieder. Wir haben sie praktisch vor dem Lauf.«

»Keine Angst«, beruhigte John Sinclair seinen Freund. »Ich weiß schon, wo sie hinwollen!«

Suko schlug sich gegen die Stirn. »Natürlich. In dieses verfallene Gemäuer.«

»Genau. Wir packen sie dort!« Der Geisterjäger steckte die Pistole weg. Auch Suko ließ seine Waffe verschwinden.

Von den Vampiren war nichts mehr zu hören, geschweige denn zu sehen. Dafür hatten die ersten Dorfbewohner die beiden Freunde erreicht. An ihrer Spitze sah John Sinclair den jungen Arzt Tom Harris und dessen Freundin Gloria Dawson.

Hinter ihnen gingen Menschen, die Pechfackeln in den Händen hielten. Das lodernde Feuer und der ölig aufsteigende Rauch vertrieben die Nebelschwaden in der unmittelbaren Nähe.

Die Gesänge waren verstummt.

Tom Harris reichte John Sinclair die Hand. Sein Gesicht war ernst und der Händedruck fest.

Die Menschen hinter Tom und Gloria verharrten. Stille breitete sich aus. Auch die Glocken verstummten.

John ließ das Bild, das sich seinen Augen bot, auf sich einwirken. Er sah entschlossene Gesichter. Menschen, die in den letzten Minuten von einer Aufgabe überzeugt worden waren, die sie erfüllen mußten. Sie wurden mit Tatsachen konfrontiert, die für sie vor wenigen Stunden noch ins Reich der Sagen und Legenden gehört hatten. Blaß

leuchteten die Gesichter. Niemand sprach ein Wort. Entschlossen waren die Lippen zusammengepreßt.

Tom Harris ließ Johns Hand los. Er begann zu sprechen. »Wir alle haben in den letzten Stunden viel mitgemacht und auch manches dazugelernt. Ich möchte zuerst Ihnen und Ihrem Freund danken. Kaum jemand kann ermessen, was Sie beide für den Ort getan haben. Durch den Ruf der Glocke sind die Menschen hier in Calgary unter den Schutz des Herrgotts gelangt, der dadurch Schlimmes von ihnen abgewendet hat. Möge uns diese unsere Kirche auch weiterhin vor den Kräften des Bösen beschützen. Wir haben auch nicht vergessen, daß Sie, Mr. Sinclair, und auch Ihr Freund Ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt haben, um die Menschen zu retten. Wir haben sehr lange im Gotteshaus gesprochen und sind zu der Überzeugung gelangt, daß es nicht reicht, die Hände in den Schoß zu legen und zuzusehen, wie andere kämpfen. Nein, wir werden unser Geschick selbst in die Hand nehmen. Mit anderen Worten: Sie können auf jeden von uns zählen, Mr. Sinclair, wenn es darum geht, den Vampiren den Kampf anzusagen. Wir werden sie bekämpfen. Mit dem Weihwasser, dem Kruzifix und den Gebeten der Kirche. Und wir sind stärker. Das Gute siegt immer.«

Tom Harris schwieg. Auch von den Einwohnern sprach niemand ein Wort. Hin und wieder hüstelte jemand. Es waren die einzigen Geräusche.

»Ich danke Ihnen allen«, erwiderte John Sinclair. »Während Sie in der Kirche waren, ist es uns gelungen, zwei Vampire zu erlösen. Doch der Haupttäter, wenn ich ihn mal so bezeichnen darf, ist noch frei. Ich will hier kein Blatt vor den Mund nehmen. Dieser mächtige Dämon – er hört auf den Namen Octupus und stammt aus dem alten Ägypten – ist durch einen unseligen Zauber zum Leben erweckt worden. Seine Diener, die Maskierten, haben die Jahrhunderte in der kalten unheiligen Erde geschlafen und nur auf die Tage der Rache gewartet. Für sie ist die Stunde nun gekommen. Für uns aber auch, meine Freunde. Wir dürfen es nicht zulassen, daß Octupus das gleiche Unheil bringt wie vor Tausenden von Jahren. Damals konnten sich die Menschen nicht so recht dagegen wehren. Wir können es aber, denn wir wissen, wo Octupus sich aufhält. Mr. Harris hat mir von dem alten Gemäuer berichtet. Dort ist sein Versteck. Mein chinesischer Freund und ich werden hinfahren, und da Sie alle entschlossen sind, uns zu helfen, benötigen wir etwa zwanzig Freiwillige, die uns begleiten. Die anderen müssen im Dorf bleiben und hier die Wächter sein. Man weiß nie, was kommt. Wie Sie die Vampire zu bekämpfen haben, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen. Verschließen Sie auf jeden Fall Türen und Fenster und lassen Sie keinen Fremden in Ihr Haus. Und nun möchte ich die Freiwilligen sehen.«

Jeder Mann aus dem Dorf wollte dazugehören. Die Menschen drängten sich nach vorn.

John bat sich Ruhe aus.

»So geht es nicht«, sagte er. »Ich werde Mr. Harris bitten, die Freiwilligen auszusuchen.«

Tom übernahm die Aufgabe gern.

Der Geisterjäger hielt sich derweil abseits. Er rauchte eine Zigarette.

»Was willst du denn mit so vielen Leuten?« erkundigte sich Suko verwundert. »Glaubst du nicht, daß sie sich gegenseitig im Weg stehen werden?«

John Sinclair schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe einen bestimmten Plan ins Auge gefaßt.« Er stieß den Zigarettenrauch in die dicken Nebelwolken.

Suko grinste. »Du mußt es wissen.«

Tom Harris war mit seiner Aufgabe fertig. Die zwanzig Freiwilligen standen etwas abseits.

»Ich habe nach Möglichkeit Junggesellen ausgesucht«, erklärte der junge Arzt.

»Ich danke Ihnen«, lächelte John.

Der Geisterjäger wandte sich den Freiwilligen zu. »Ihre Aufgabe wird nicht einfach sein«, erklärte er. »Da Sie jedoch diese Gegend am besten kennen, werden Sie keine großen Schwierigkeiten haben. Ich möchte, daß Sie die begehbaren Wege abriegeln, die in den Sumpf führen. Sie alle kennen das Moor sicherlich. Oder habe ich mich getäuscht?«

»Nein«, antwortete ein rothaariger Mann. Er trug eine Felljacke, derbe Stiefel und eine Fackel in der rechten Hand. »Wir kennen uns hier aus, Sir.«

***

Die Niederlage fraß in ihnen wie eine gierige Flamme. Die drei Maskierten hatten es nicht geschafft, ihren ärgsten Feind zu besiegen. Er lebte. Und es war ihm außerdem noch gelungen, einen von ihnen zu töten.

Das machte sie rasend.

»Octupus wird toben!« Einer sprach das aus, was die anderen beiden dachten.

Sie waren dem Gemäuer schon ziemlich nahe gekommen. Die Maskierten hatten sich nicht mehr getraut, in Calgary zu bleiben. Dort war der Boden im wahrsten Sinne des Wortes für sie zu heiß geworden.

Schon tauchten die Überreste des Hauses vor ihnen aus dem Nebelschleier auf. Die Vampire wurden vorsichtiger. Sie trauten es diesem Sinclair ohne weiteres zu, daß er sich irgendwo in der Nähe

versteckt hielt.

Die Luft war rein.

Nach allen Seiten sichernd betraten sie das Gemäuer.

»Octupus?«

Flüsternd riefen sie seinen Namen, und die kahlen Wände warfen das Echo wispernd zurück.

Die Vampire sahen sich um.

Die Falltür stand offen. Modrige Schwaden drangen aus dem Loch. Und dann kam Octupus!

Schrecklich war er anzusehen. Mit einer Hand nur zog er sich aus der Falltür. In seinen Augen nistete das personifizierte Grauen. Die dünne knisternde Haut schien noch grauer geworden zu sein. Bewegungslos hing der linke Arm an seinem Körper herab.

Er war zu Stein geworden!

Auch die drei Vampire nahmen dies zur Kenntnis. Auf ihren Gesichtern zeigte sich ein entsetzter Ausdruck.

Octupus öffnete sein Maul. Er begann zu sprechen, und seine Stimme troff vor Haß.

»Ihr habt versagt!« schleuderte er den Maskierten ins Gesicht. »Einer von euch ist umgekommen. Ich bekam es am eigenen Leib zu spüren. Mein Arm versteinerte. Es war schrecklich, denn ich konnte nichts dagegen tun. Durch eine Symbiose bin ich mit euch auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet. Stirbt einer, dann wird ein Teil meines Körpers zu Stein. Bis jetzt war es nur der linke Arm. Solltet ihr drei auch noch umkommen, dann werde ich mich wieder zu einer Steinfigur zurückbilden, und keine Macht kann mich mehr erlösen. Wenn ihr wollt, daß es wieder so wird wie es schon einmal war, dann tut etwas. Seht zu, daß keiner von euch mehr unter den Kugeln verendet. Und jetzt nehmt die Masken ab. Die Zeit ist gekommen. Stellt euch zum Kampf!«

Die drei Vampire gehorchten.

Sie trugen diese magischen Masken nicht ohne Grund. Sie waren es, die ihnen ihre menschliche Gestalt gaben. Nahmen sie sie ab, wurden sie in ihren Urzustand zurückversetzt.

In Fledermäuse!

Gemeinsam lösten sie die Masken von ihren Köpfen.

Noch im gleichen Augenblick begann die Verwandlung. Die helle Haut bekam einen dunklen Farbton, wurde rissig wie Leder. Aus den Armen bildeten sich Schwingen, so groß, daß die Vampire sie innerhalb des Gemäuers nicht ausbreiten konnten. Die Beine schrumpften. Aus den Füßen bildeten sich Krallen. Der Kopf bekam eine längliche Form. Das Maul stand vor, wurde zu einer Schnauze mit nadelspitzen Zähnen. Fell bedeckte das Gesicht, und die Augen bekamen eine gelblichgrüne Farbe.

Drei Fledermäuse hockten vor Octupus und warteten auf seine Befehle.

Und die kamen.

»Holt ihn endlich!« schrie Octupus. »Holt John Sinclair! Vernichtet ihn! Trinkt sein Blut, denn euch nur gehört die Rache! Aber seid vorsichtig. Laßt euch in keine Falle locken und beobachtet ihn erst. Bestimmt ist er auf dem Weg hierher.« Octupus lachte. »Besser konnte es eigentlich nicht kommen.«

Die Vampire wußten, was sie zu tun hatten. Sie verließen das Gemäuer und schwangen sich in die Luft. Wie riesige Schatten glitten sie durch die dicken Nebelwände. Jederzeit bereit, heimtückisch und blitzschnell auf ihre Opfer hinunterzustoßen.

***

Die Reifen des Bentley malmten über die steinhart gefrorene Erde. Die dicken Nebelschleier bewegten sich kreisend vor der breiten Frontscheibe. Die beiden starken Scheinwerferstrahlen wurden schon nach wenigen Yards aufgesaugt.

Von den zwanzig Helfern war nichts zu sehen. John konnte nur hoffen, daß die Männer auch tatsächlich alle Wege abriegelten. Nichts wäre schlimmer, als daß einer der Blutsauger letzten Endes doch noch entkam.

John lenkte den Bentley am Rand des Moors vorbei. Hier waren die Wege noch gut befahrbar. Es gab keine Sumpffallen. Das würde sich jedoch ändern, wenn sie das Schild mit der Aufschrift Umleitung passiert hatten. Der Weg, der zu dem verfallenen Gemäuer führte, stach auch direkt in den Sumpf hinein.

Sie erreichten die Abzweigung.

John Sinclair stoppte. Vom Wagen aus sah er sich das Schild an. Es war verwittert, der Zahn der Zeit hatte an dem Holz genagt. Kerben und Risse bildeten ein rauhes Muster. In den Spalten wuchs Moos.

»Irgendwie ein Anachronismus«, sagte John Sinclair. »Eine Umleitung, die in den Sumpf führt.«

Der Bentley rollte an. Der Weg wurde ab jetzt schmaler. Gestrüpp wuchs zu beiden Seiten dicht an den Pfad heran.

Zweige und kleinere Äste kratzten über den Lack.

Die breiten Reifen des Wagens wühlten den Untergrund auf. Er war nicht so hart gefroren. Schlamm und Dreck spritzten unter dem Profil weg.

In Kurven führte der Pfad weiter. Geschickt lenkte John Sinclair den Bentley durch die Kehren. Wie geisterhafte Gestalten tauchten die kahlen Büsche aus der Nebelsuppe auf. Es sah aus, als würden sie ein Eigenleben führen.

»Ich glaube, da ist es«, sagte Suko plötzlich. Der Chinese hatte die

besseren Augen, und John glaubte dem Freund aufs Wort.

Der Geisterjäger wurde auch nicht enttäuscht. In der Tat sah er wenige Sekunden später die Umrisse des verfallenen Hauses. Der Pfad mündete auf einen kleinen Platz direkt vor der Ruine.

Schattenhaft war ein zerstörter Turm zu erkennen, dessen Reste das Gemäuer wie ein dicker abgebrochener Finger überragten.

Leer und verlassen bot sich der Platz den Augen der beiden Neuankömmlinge. Nur die Nebelschlieren wallten in den Lichtbahnen der Scheinwerfer.

»Dann wollen wir mal«, sagte John. »Bei dir alles klar?«

Suko nickte.

Der Geisterjäger stieg aus. Eine Sekunde später klappte auch auf Sukos Seite die Tür zu.

»Mal sehen, wo sich dieser Octupus versteckt hat«, meinte Suko. »Ich hätte ihm gern ein paar Fragen gestellt.«

John Sinclair deutete auf die Ruine.

»Draußen ist es dem sicherlich zu kalt. Gehen wir mal rein.«

Sie ließen die Scheinwerfer brennen, als sie sich der Ruine näherten. Beide hatten sie ihre Waffen gezogen. John und Suko rechneten jeden Augenblick damit, von irgendwelchen Bestien angefallen zu werden.

Das Gemäuer bot ein gespenstisches Bild. Es wurde von Nebelschleiern umwallt, die der Wind hin und her bewegte und zu einem geisterhaften Tanz animierte. Die feuchten Schlieren krochen durch Risse und Spalten und legten auch ihren Schleier in das Innere der Ruine.

Die Eingangsöffnung wurde sichtbar. Mehr eine Höhle, neben der eine alte Tür auf dem Boden lag.

»Sieht nicht gerade einladend aus«, bemerkte der Chinese. »Ich würde vorschlagen…«

Was Suko sagen wollte, sprach er nicht mehr aus. Er und John vernahmen das Rauschen, das plötzlich in der Luft schwebte und die beiden Freunde aus ihrer Erstarrung riß.

Gleichzeitig spritzten sie nach links und rechts zur Seite.

In diesem Augenblick griffen die Vampire an.

Schattenhaft sahen John und Suko die riesigen Schwingen. Und schon stießen die Fabelwesen nieder.

Weit waren die Mäuler geöffnet. Aus ihnen drang ein furchterregendes heiseres Krächzen. Die kleinen Augen glühten wie Feuer. Die Schwingen wirbelten die Nebelschleier durcheinander.

Der Geisterjäger ließ sich fallen. Gerade noch rechtzeitig.

Wie ein Pfeil zischte einer der Vampire über ihn hinweg.

»Verdammt, das sind Fledermäuse!« hörte John seinen Freund rufen.

Und dann bellte auch schon Sukos Beretta auf. »Fehlschuß!« kommentierte er.

John sah, wie Suko auf den Eingang des Gemäuers zuhuschte und darin verschwand.

Dann konnte sich der Oberinspektor um seinen Freund nicht mehr kümmern, denn er wurde von zwei Seiten angegriffen. Die Fledermäuse machten dies so geschickt, daß dem Oberinspektor der Weg in das Gemäuer versperrt war.

John mußte zurück.

Er wollte Deckung bei seinem Wagen suchen. Mit langen Sätzen hetzte er auf den Bentley zu.

Da war das Rauschen zweier Schwingen dicht über ihm. John hatte einen Moment nicht aufgepaßt. Er wollte sich herumwerfen und einen Eichenbolzen abfeuern, als die spitzen Krallen sich in den Kragen seines Mantels bohrten.

Über dem Geisterjäger kreischte die Fledermaus auf. Sie wollte John mit einem gewaltigen Ruck anheben. John begann zu kämpfen. Er ließ sich auf die Knie fallen, machte seinen Körper dabei schwerer, drehte sich ein wenig zur Seite und bekam freieres Schußfeld. Die rechte Hand mit der Waffe stieß er dabei schräg über seine linke Schulter, so daß der klobige Lauf nach oben gerichtet war.

John Sinclair drückte ab.

Das Geräusch des Schusses ging unter in dem triumphierenden Fauchen des Unholds.

Eine Sekunde später verstummte es abrupt.

Die Krallen ließen Johns Kleidung fahren, die Riesenfledermaus begann zu flattern, konnte das Gleichgewicht nicht mehr halten und fiel zu Boden.

Der Bolzen hatte sie voll getroffen.

John war noch ein Stück über den Boden geschleift worden. Dicht vor der Kühlerschnauze des Bentleys kam er zur Ruhe. Sofort zog sich der Geisterjäger am Kotflügel seines Wagens hoch.

Die Fledermaus lag in den letzten Zuckungen. John konnte erkennen, wie die lederartigen Flügel zerfielen, zu Staub wurden und nicht mehr vom Belag des Bodens zu unterscheiden waren.

John war über den Teilerfolg zufrieden. Einen Vampir hatte er erledigt, blieben aber noch zwei.

Der Geisterjäger sah sich nach ihnen um.

Er konnte keinen von den verfluchten Blutsaugern entdecken. Der Nebel war zu dicht.

John Sinclair biß sich auf die Lippen. Plötzlich fiel ihm Suko ein. Er hatte in den letzten Minuten nichts mehr von seinem Freund gehört.

Laut rief der Geisterjäger Sukos Namen.

Keine Antwort.

Schemenhaft nur sah John Sinclair den Eingang des Gemäuers. Ihm kam er vor wie ein Tor zur Hölle.

Johns Herz begann nun rasend zu klopfen. Auf einmal hatte er Angst um den Chinesen. Keiner von ihnen wußte schließlich, welch eine Gefahr in der Ruine lauerte.
Der Oberinspektor verlor keine Sekunde.
Ohne Rücksicht auf seine eigene Person zu nehmen, rannte er auf das Gemäuer zu.
Aber darauf hatten die beiden übriggebliebenen Vampire gewartet. Die Blutsauger waren schlau. Nicht weit von John hockten sie im Schutz des dichten Nebels am Boden.
Als der Geisterjäger losrannte, breiteten sie ihre lederartigen Schwingen aus und stiegen hoch. Mit zwei Flügelschlägen korrigierten sie die Flugrichtung. Und stürzten, im nächsten Moment wie Pfeile auf den laufenden Oberinspektor zu…

***

Mit einem gewaltigen Satz verschwand der Chinese im Innern der Ruine. Er wollte seinem Freund John aus relativ sicherer Deckung Schutz geben. Suko preßte sich gegen die Wand, hob den rechten Arm und zielte auf eines der Flugungeheuer.
Da vernahm er hinter sich ein schreckliches Ächzen.
Suko kreiselte herum.
Octupus stand vor ihm!
Grausam war er anzusehen. Halb Mensch, halb Statue. Steif hing der linke Arm an seinem Körper herab. Die graue Haut bewegte sich knisternd. Bis zum Boden reichte der dunkle Umhang. Suko spürte die Aura des Grauens, die von diesem Dämon ausging, wie einen körperlichen Tiefschlag.
Der Chinese glitt zur Seite. Er blickte an Octupus vorbei und sah die offene Falltür, die in die Tiefe der Erde führte.
Diesem Loch schien der Dämon entstiegen zu sein. Suko schauderte bei dem Gedanken, wenn er daran dachte, daß Octupus schon fünftausend Jahre alt war. Es war unglaublich, was die Schwarze Magie hervorbrachte.
Denn durch sie war die Statue zu einem unseligen Leben erweckt worden, um die schrecklichen Riten und Beschwörungen wieder auf die Welt zu bringen.
Und doch fühlte sich Suko nicht unterlegen.
Ruhig hob er die Waffe. Zielte über Kimme und Korn. Im Unterbewußtsein hörte er von außerhalb der Ruine die Kampfgeräusche. Dort schlug sich John Sinclair mit den Fledermäusen herum.
Und Suko wollte seinem Freund so rasch wie möglich zu Hilfe eilen. Darum zählte für ihn jede Sekunde.
Sein Finger krallte sich um den Abzug.

Im gleichen Moment blitzte es in der rechten Hand des Dämons auf. Suko bekam einen mörderischen Schlag, hatte das Gefühl, in zwei Hälften zersägt zu werden und fiel auf die Knie. Sein Körper war gelähmt. Mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft kämpfte Suko gegen diesen Zustand an. Er riß den Mund auf, schnappte nach Luft, und konnte doch nichts machen.

Der Chinese war Octupus hilflos ausgeliefert.

Zu groß war die Macht dieses uralten Dämons. Der in sich das magische Wissen der ägyptischen Zauberpriester vereinigte, für den war ein Mensch nicht mehr als für die Schlange das Kaninchen.

Mit der rechten Hand griff Octupus zu. Er riß Suko hoch, und daran merkte der Chinese, welch eine Kraft in dem Dämon steckte. Er selbst hatte Octupus in seinem Zustand nichts entgegenzusetzen.

Der Dämon schleuderte Suko auf die offenstehende Falltür zu. Der Chinese sah die Öffnung auf sich zukommen, wollte sich noch festhalten, doch nicht einmal den kleinen Finger konnte er bewegen.

Hilflos rollte er über den Rand und fiel in die Tiefe.

***

Wuchtig prallte Suko auf den harten Boden. Ein stechender Schmerz zog durch seinen Rücken.

Schwach nur sah er über sich das Gesicht des Dämons am Rand der Falltür auftauchen.

Dann schwang sich Octupus in die Tiefe. Obwohl er nur eine Hand benutzte, waren seine Bewegungen gleitend und voller Kraft.

Dicht neben Suko kam er auf.

Das Gesicht mit der grauen, pergamentartigen Haut verzog sich. Fleischlose Lippen wurden zurückgezogen. Suko sah die überlangen Vampirhauer, deren Spitzen Ähnlichkeit mit Dolchen hatten.

Schmerzlich wurde es Suko bewußt, daß er noch immer Johns Beretta in den Fingern hielt. Die Waffe jedoch war für ihn völlig wertlos geworden. Um keinen Zoll bekam er den Arm vom Boden hoch.

Octupus weidete sich an seiner Hilflosigkeit. Er schlich um Suko herum, stieß dabei magische Beschwörungsformeln aus und bewegte seine klauenartigen Finger auf und nieder.

Der Tod griff nach dem Chinesen. Der Tod in Gestalt des Dämons Octupus, der sich auf die Knie gleiten ließ und seinen Oberkörper zu Suko niederbeugte.

Wieder versuchte es Suko. Aber er schaffte es nicht, sich zur Seite zu rollen.

Diese magische Lähmung war grausam.

Obwohl Octupus nichts in seiner rechten Hand hielt, hatte er es doch geschafft, den Chinesen zu lähmen. Allein durch die magische Kraft

seines Geistes.
Knurrend beugte sich der uralte Vampir zu Suko nieder. Weit hatte er sein Maul aufgerissen. Nur noch eine Handbreit befanden sich die Hauer von Sukos Kehle entfernt. Die Chancen des Chinesen waren auf Null gesunken…

***

Die beiden Fledermäuse hatten die Schwingen eng an die Körper gepreßt. Sie wollten sich nicht durch das Rauschen der Flügel verraten. Blitzschnell pfiffen sie heran, nahmen den Geisterjäger in die Zange – und…
John merkte im letzten Augenblick, was gespielt wurde. Aus den Augenwinkeln nahm er die beiden Bestien wahr, sah, daß er es nicht mehr schaffte, den rettenden Eingang zu erreichen und warf sich kurzerhand zu Boden.
Die Bestien rauschten über ihn hinweg.
Haarscharf nur wischten die Krallen an John Sinclairs Gesicht vorbei. Die beiden Fledermäuse stiegen hoch, drehten eine Schleife, um abermals anzugreifen.
John Sinclair rollte sich auf dem Boden liegend herum. Er brachte den rechten Arm mit der Waffe in die richtige Schußposition und drückte ab.
Pfffttt! Wieder war dieses satte Geräusch Begleitmusik für den todbringenden Bolzen.
Dumpf bohrte er sich in den Hals der Fledermaus.
John Sinclair war ein Meisterschütze. Nicht zum erstenmal kämpfte er gegen Riesenfledermäuse. Er sah noch, wie das Tier praktisch in der Luft verendete. Es trudelte zu Boden und stieß noch einen letzten krächzenden Schrei aus.
John warf sich herum und hielt nach der zweiten Fledermaus Ausschau. Sie war verschwunden.
Der Geisterjäger sprang auf die Füße.
Da sah er die zweite Bestie schattenhaft hinter seinem Bentley auftauchen. Sie machte sich zum Flug bereit und ließ auch die Vorsicht außer acht. Der Tod ihres Artgenossen mußte sie aus dem Konzept gebracht haben.
Der Geisterjäger zielte wie auf dem Schießstand.
Zweimal drückte er ab.
Beide Bolzen drangen dicht nebeneinander in den Körper der Fledermaus ein, schüttelten sie durch und zerstörten ihr unseliges Leben.
John Sinclair atmete auf.
Doch in der nächsten Sekunde riß ihn ein grauenhaftes Stöhnen aus seiner Erleichterung.

Das Stöhnen war hinter ihm aus der Ruine gedrungen.
Siedendheiß fiel John Sinclair sein Freund Suko ein.

***

Urplötzlich verzerrte sich das Gesicht des Vampirs. Es wurde zu einer gräßlichen Fratze. Suko blickte in den Rachen hinein, aus dem ein schmerzerfülltes Stöhnen drang.
Die rechte Hand, die Suko an der Schulter festhielt, knirschte häßlich. Der Chinese vernahm ein splitterndes Geräusch und sah, wie Octupus zur Seite kippte.
Schwer angeschlagen fiel er auf den Boden.
Auch seinen rechten Arm konnte er nicht mehr benutzen. Er war zu Stein geworden!
Octupus heulte auf.
Laute, wie Suko sie noch nie vernommen hatte, drangen aus dem Maul des Vampirs. Er lag auf dem Rücken. Seine Hacken hämmerten gegen den Boden.
Aber er gab nicht auf.
Mit seiner Höllenkraft schaffte er es, sich aufzurichten, saß jetzt und stierte Suko an.
Es war ein Ringen mit Blicken.
Der Chinese hoffte, daß Octupus nicht mehr die Kraft finden würde, sich auf ihn zu stürzen, und der Vampir bemühte sich, diesen Menschen doch noch zu einem Untoten zu machen.
Er ließ sich wieder zur Seite fallen, rollte sich dann auf den Bauch und kroch wie ein Rekrut in der Ausbildung ohne Zuhilfenahme der Arme auf den Chinesen zu.
Zoll für Zoll kam er näher!
Aus seinem weit geöffneten Maul drang ein häßliches Fauchen. Er wollte einfach nicht aufgeben, jetzt, wo das Opfer so nah war.
Schräg robbte er auf Suko zu, näherte sich immer mehr dessen Hals, um den tödlichen Vampirbiß anzubringen.
Suko fragte sich, wie lange er noch Zeit hatte.
Zehn Sekunden, zwanzig…
Knurrende Geräusche, heulen, jammern – der Vampir vereinigte sie zu einem einzigen grauenhaften Inferno.
Schon roch Suko die modrige Ausstrahlung, da begann der Untote gräßlich zu schreien und verstummte dann jäh.
Auf dem Boden blieb er liegen. Die Augen schienen aus den Höhlen zu dringen.
Wieder das Knirschen und Schaben.
Octupus wurde zu Stein.
Sein Unterkörper, bis hoch zum Magen, war fest und starr. Das geschah genau in dem Moment, als John dem dritten Vampir den

Garaus machte.

Suko sah den verzweifelten Kampf des Vampirs mit an. Er, der durch seine Diener wieder zum Leben erweckt worden war, gelangte wieder in den Urzustand zurück.

Octupus wurde zu einer Statue.

Die Versteinerung schritt rasch fort. Dadurch, daß John auch den letzten Untoten erschossen hatte, wurde auch der obere Teil des Körpers zu einer festen, grauen Steinmasse.

Die Gesichtszüge, schrecklich verzerrt, schienen einzufrieren. Mit offenem Maul, die nadelspitzen Zähne gebleckt, blieb Octupus liegen.

Er rührte sich nicht mehr.

Octupus war völlig versteinert!

Und Suko spürte, daß er sich wieder bewegen konnte. Der Bannstrahl des Octupus hatte sich gelöst. Das Kribbeln setzte bei Suko in den Fingerspitzen ein, glitt höher, fuhr durch die Arme und nahm von seinem gesamten Körper Besitz.

Plötzlich tauchte John Sinclairs Gesicht oben am Rand der Luke auf. Der Geisterjäger grinste, doch das konnte Suko nicht sehen. Er hörte nur Johns Stimme.

»Das habe ich gerne«, sagte der Geisterjäger, »während ich mich mit Vampiren herumschlage, ruhst du dich aus.«

Der Chinese hob den Oberkörper an, drehte den Kopf und erwiderte: »Du hast wohl lange nicht mehr mit einem Krankenpfleger geflirtet, was?«

***

Eine Stunde später.

Die zwanzig Freiwilligen standen vor der Ruine. Gemeinsam mit ihnen hatten John und Suko die Statue ins Freie gehievt. Sie lag auf dem Rücken, vor den Füßen der Männer.

John machte den Vorschlag, Octupus im Sumpf zu versenken. Die Männer waren einverstanden.

In einer langen Reihe zogen sie in den Sumpf hinein. Schritt für Schritt bewegten sie sich durch die drückende Nebelwand. Keiner sprach ein Wort. Doch die Menschen waren erleichtert, das merkte man ihren Gesichtern an. Ein grausamer Fluch war von ihnen genommen.

Irgendwann hob der Anführer die Hand.

Die Prozession kam ins Stocken.

Suko, John und zwei andere Männer trugen die Statue. Kalt und leblos fühlte sich der Stein an. Es war kaum vorstellbar, daß Octupus vor kurzem noch gelebt hatte.

»Hier werfen wir sie in den Sumpf!« rief der Mann.

Die vier Männer wandten sich nach rechts. Undeutlich sah John

einen Schilfgürtel, in dem es schmatzte und gluckerte.

Die Männer aus dem Dorf begannen zu beten, während John und seine Helfer schwungvoll ausholten und auf das Kommando des Geisterjägers hin die Statue losließen.

Octupus flog in den Schilfgürtel hinein, durchbrach ihn und klatschte in das brackige Wasser, wo er langsam versank.

Nichts war mehr von ihm zu sehen.

»Möge der Herrgott dafür sorgen, daß er niemals wieder zurückkehrt«, hörte John Sinclair einen der Männer sagen.

Und dieser Meinung war der Geisterjäger auch.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 7 »Das Horror-Schloß im Spessart«